

Die Kleine Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 41. Jahrg. III

1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Wenn alles in uns flutet und stürmt, haben wir eine verhängnißvolle Neigung, das Nächstliegende zu übersehen; Wolfgang's Brief hatte Martha in eine so fieberhafte Aufregung versetzt, daß sie erst gegen Morgen sich die Frage vorlegte, wie dieser Brief wohl auf ihr Fensterbrett und zwischen ihre Blumentöpfe gekommen sei. Anna war zuletzt bei ihr gewesen — dazu kam des jungen Mädchens befangenes und unsicheres Wesen, das ihr wieder einfiel — und war es nicht sehr denkbar, daß er gerade sie zur Ueberbringerin sich ausersehen hatte, sie früher als jede andre Mittelsperson? Innere Unruhe, erwartungsvolle Spannung und ein lechter matter Schimmer von Hoffnung, von der Kleinen doch vielleicht etwas über sein Reiseziel zu erfahren, trieben sie im Zimmer hin und her und die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten. Endlich wurde es rege im Hause; sie konnte Dorette klingeln und sie ersuchten, Anna so bald als möglich zu ihr zu schicken.

Die Kleine schrak zusammen, als ihr dieser Wunsch hinterbracht ward; eilfertig und mit brennenden Wangen flog sie die Stufen hinauf; zagend öffnete sie die Thür und ein einziger forschender Blick in Marthas Gesicht reichte hin, sie mit der bittersten Reue über die Eigenmächtigkeit zu erfüllen, mit der sie augenscheinlich großes Unheil angerichtet hatte. Die Thränen schossen ihr in die Augen, als Martha hastig und erregt fragte:

„Haben Sie mir gestern Abend einen Brief auf's Fensterbrett gelegt?“ und mit gesenktem Blick und stockender, kaum hörbarer Stimme bejahte sie die Frage und sagte fast demüthig und in bittendem Tone:

„Ach, verzeihen Sie mir, Fräulein Hoyer, ich habe es so gut gemeint und es ist mir so sauer geworden —“

„Von wem haben Sie ihn bekommen?“ forschte Martha weiter, ohne die Worte zu beachten.

„Von Herrn Hammer. Er ließ mich am Mittwoch zu sich kommen, sagte mir, daß er fort müsse und bat mich, Ihnen den Brief zuzustellen, nachdem er abgereist sei.“

„Seit Mittwoch! Zwei volle Tage schon! Ach, Anna, warum mußten Sie so gewissenhaft sein! Warum haben Sie mir den Brief nicht einen Tag früher gebracht! Sie hätten mir und wohl auch ihm einen großen Dienst erwiesen; er mußte Ihnen verzeihen und ich würde selber für Sie bitten. Nun ist er fort und es ist zu spät.“

Die Kleine hatte bei den ersten Worten in frohem Schreck aufgehört und der Wechsel zwischen Verzweiflung und Reue und Glück und Triumph war ein so jäher und überwältigender, daß sie sich vor glückseligem Uebermuth kaum zu fassen wußte und lachend und weinend herausschielte:

„Aber Fräulein, so ist es ja garnicht, er ist ja noch garnicht fort — er reist ja erst heute Nacht — ich habe Ihnen den Brief ja früher gegeben, als ich sollte und durfte, weil ich mir dachte, es könnte so besser sein — für ihn und für Sie! So habe ich es also doch gut gemacht und Ihnen nicht wehe gethan, und er wird mir zu guter Letzt noch danken müssen?“

Martha suchte mit der einen Hand eine Stütze an dem Spiegel-tischchen und legte die andre vor die Augen — die Wandlung war ja für sie noch in ganz anderem Sinne überwältigend wie für die kleine Anna, der die hellen Freudenthränen über die Wangen stürzten, dann aber kam es wie ein Zauchzen über ihre Lippen, wie ein Jubelruf, und sie legte ihren einen Arm um den Hals Annas und küßte sie auf die Stirn.

„Freilich haben Sie es gut gemacht, freilich sind Sie klug gewesen, freilich wäre ich jetzt ohne Sie sehr, sehr unglücklich — viel unglücklicher, als Sie sich denken können!“ sagte sie leise und herzlich, und ihre weiße Hand glitt schmeichelnd über das in glücklicher Verschämtheit gesenkte Köpfchen. Anna hatte einen scheuen Blick zu Martha erhoben — wie leuchteten jetzt diese dunklen Augen, deren trostloser, zerstreuter Ausdruck sie wenige Minuten vorher noch so tödtlich erschreckt und ihr allen Muth genommen, der ihr wenige Minuten vorher noch zum bittersten Selbstvorwurf gereicht hatte! Sie schauerte zusammen unter der lieblosenden Berührung der weichen Hand, die sie am liebsten an ihre Lippen gezogen hätte, und sagte, ihre Bewegung mühsam niederkämpfend:

„Wie glücklich mich das macht! — Ich hätte keine ruhige Stunde wieder gehabt, wenn es schlimm abgelaufen wäre, und ich habe die beiden letzten Nächte vor Herzklopfen kein Auge geschlossen. Hundertmal habe ich mir gesagt: „Du darfst nicht!“ und immer wieder sagte mir dann eine Stimme: „Du mußt!“ Und wie habe ich mich vor Ihrer ersten Frage gefürchtet! — Als Sie mich vorhin heraufrufen ließen, war es mir gerade, als müßte ich vor's öffentliche Gericht! Nein, das war ganz schrecklich, Fräulein — aber jetzt möchte ich die ganze Welt umarmen!“

Martha erwiderte mit einem gerührten Lächeln:

„Wissen Sie denn aber auch, daß Sie Sich eine schlaflose und mir eine traurige Nacht hätten sparen können, wenn Sie mir gestern Abend offener gesagt hätten, daß Sie den Brief eigentlich erst abgeben dürften, wenn Herr Hammer fort sei, daß Sie ihn mir aber früher brächten und daß er erst heute Nacht reise?“

„Ach ja, das wollte ich auch erst thun, aber ich hatte nicht den Muth dazu; die Worte blieben mir in der Kehle stecken und so bin ich schließlich mit schwerem Herzen gegangen, ohne Ihnen eine Silbe gesagt zu haben.“

„Nun, werden Sie mir nicht wieder betrübt — die Nacht, die hinter mir liegt, ist ein geringer Preis für alles Liebe und Gute, das in dem Briefe steht, und alles, was noch dunkel bleibt, muß sich nun klären; wäre Ihr tapfrer Ketter freilich schon fort gewesen, so war es zu spät und dann war der Brief recht sehr traurig für mich.“

Anna nickte nur — Marthas Worte waren ja einigermassen dunkel für sie, aber sie glaubte sich nicht berechtigt, zu fragen. Sie sagte ablenkend:

„Es ist gewiß ein recht schöner Brief gewesen, den ich einer andern als Ihnen garnicht gönnen würde. Aber Sie hätten nur sehen sollen, wie traurig und ernst Herr Hammer am Mittwoch war; er wollte sich freilich nichts merken lassen, er that, als wäre ihm alles gleichgültig, aber ich hätte kein Mädchen sein müssen, wenn ich nicht gefühlt hätte, daß es nicht richtig mit ihm war und daß es eine geheimnißvolle Bewandniß damit hatte, daß Sie den Brief, der ihm so wichtig zu sein schien, erst haben sollten, wenn er fort war. Ich habe absichtlich von Ihnen gesprochen; er zuckte mit seiner Wimper, aber ich sah es ihm an den Augen an, daß ihm das Herz schwer war. Ich habe ihm hoch und heilig versprochen müssen, den Brief nicht früher abzugeben, keine Minute früher, und ich habe es ernst gemeint und war stolz darauf, daß er sich auf mich verließ. Aber als ich dann allein war, da kamen mir so allerlei Gedanken und ließen mich nicht wieder los und ängstigten und quälten mich und zuletzt konnte ich nicht anders — ich mußte Ihnen den Brief eher geben. Er brannte mir wie Feuer in den Händen, so oft ich ihn aus meiner Kommode nahm und die Adresse betrachtete — in meinem Herzen und in meinem Kopfe ist noch nie eine solche Verwirrung gewesen, wie in diesen paar Tagen. Ich kam nicht über den Gedanken weg, daß er Sie lieben müsse, recht ernsthaft und ehrlich lieben, und das weiß doch auch ich, daß zwischen zwei Menschen, die sich lieben und nicht zusammenkommen können, so leicht ein Mißverständnis entsteht, das gar keinen ordentlichen, vernünftigen Grund hat und doch immer größer und größer wird, bis sie schließlich denken, sie können sich gar nie wieder versöhnen. Und dann machen sie schließlich einen recht thörichten Streich und der eine läuft fort in die weite Welt oder heirathet eine andre, wenn es ihm auch das Herz zerbrechen will — und es ist ja nicht immer eine kleine Anna, die mit ihrem einfachen Verstand klüger ist, als der grundgescheidte, gelehrte Herr, der andern helfen kann, sich selber aber nicht! Und ist das nicht auch hübsch? Sehen Sie, jetzt möchte ich mir vor Uebermuth die Hände reiben, wie ein ausgelassenes Schulmädchen.“

Martha hatte der Kleinen, die sich ganz in Eifer geredet hatte und deren Augen von innerster Befriedigung blühten, nachdenklich und lächelnd zugehört und wiederholt mit dem Kopfe zugnickt. Nun sagte sie ernst:

„Sie mögen so unrecht nicht haben und Sie geben auch mir in mancher Hinsicht eine beherzigenswerthe Lehre. Was in dem Briefe steht, gibt Ihnen recht, was Herrn Hammer betrifft, und Ihnen darf ich schon sagen, daß Sie errathen haben, was er dachte und fühlte. Aber nun sagen Sie mir — an mich mußten Sie doch auch denken; haben Sie mich denn auch errathen? Ich bin ja immer verschlossen genannt worden und nun sagen Sie mir am Ende, daß ich mein Geheimniß doch noch nicht sorgfältig genug gehütet habe.“

Anna lächelte sehr überlegen und fast ein wenig übermüthig. „Aber Fräulein, von Ihnen wußte ich ja, was ich von Herrn Hammer nur vermuthete — nicht wahr, Sie sind nicht böse, wenn ich das sage?“ (Martha verneinte mit leichtem Kopfschütteln.) „Denken Sie noch an die dunkle Rose aus Herrn Hammers Garten, die Sie Sich von dem kleinen Mädchen geben ließen? Ich habe es wohl gemerkt, daß Sie sie zu Hause in ein Buch legten und dann habe ich Sie einmal in Pyrmont ohne Absicht dabei überrascht, als Sie die Rose aus dem Buche nahmen und sie küßten, und nun wußte ich gleich Bescheid. Es freute

mich so sehr, daß Sie Herrn Hammer lieb hatten, denn eine bessere Frau konnte er doch auf der ganzen Welt nicht finden, und darum habe ich Ihnen auch, als man so viele Worte über den Schiffer machte, der ein Kind aus dem Rhein zog, recht absichtlich alles erzählt, was ich von dem Krawall in der Fabrik wußte und was ich eigentlich auch für mich behalten sollte. Damals haben Sie gerade so leuchtende Augen gehabt, wie heute, und mir jedes Wort vom Munde genommen und mir so herzlich gedankt, daß ich mir eben auch in aller Stille meinen Vers darauf gemacht habe. Und dann sind Sie auf der Reise so traurig gewesen, Sie wurden so froh, als es wieder heim ging, und das habe ich mir alles zurecht gelegt und gemerkt.“

Martha erröthete leicht, aber sie war nicht in der Stimmung, sich jetzt ihrer schönen, hoffnungslosen Liebe zu schämen. Sie sagte einfach: „Auch das mag alles richtig sein, und hoffentlich können nicht alle so scharf beobachten; es haben ja wohl auch nur Sie so viel Interesse an mir genommen.“

„Glauben Sie das nur nicht, Fräulein Martha; ich habe mehrmals von Frau v. Larißch und Fräulein Reichschach Andeutungen gehört, die bewiesen, daß sie auch ungefähr wußten, wie es Ihnen Herr Hammer angethan hatte.“

Martha hatte den Kopf in die Hand gestützt; dann erwiderte sie entschlossen:

„Das soll jetzt hoffentlich alles gleichgültig sein und jedenfalls soll es mich nicht anfechten. Aber nun, Anna, lassen Sie mich allein; ich habe noch vieles vor, das Sie wohl auch frenen wird, und das will überlegt sein. Und über alles, was Sie wissen, halten Sie reinen Mund — gegen jedermann. Diesmal müssen Sie allerdings gewissenhaft sein, sonst könnte uns schließlich doch noch alles fehl gehen.“

Anna legte mit einer anmuthig-übermüthigen Uebertreibung und einem strahlenden Blick die Linke vor den Mund, die Rechte auf die Brust und neigte zum Zeichen des Gehorsams den Kopf; Martha konnte in diesem Blicke lesen, daß Anna diesmal ihr Versprechen unbedingt halten würde, und die Kleine hatte in der That das Gefühl, als werde erst eine blinde Unterwerfung unter Marthas Wunsch ihren Ungehorsam Wolfgang gegenüber zu einem segensreichen machen. Davon, was Martha nun thun würde, hatte sie freilich kaum eine Vorstellung, als sie mit glühenden Wangen aus dem Zimmer huschte und, ein Liedchen summend, die Treppe hinabließ, aber sie verließ sich unbedingt auf die einsam Zurückbleibende und war überzeugt, daß diese es verstehen werde, alles zu einem guten Ende zu führen.

Mit dem Erwachen des Tages war es auch in Marthas Seele heller geworden; als der Sturm der ersten Erregung vorüber war, ward sie eher wieder eines scharfen Nachdenkens fähig, vermochte sie eher wieder die Verhältnisse kühl und gelassen zu überdenken und fragte sich bald mit einem gewissen Stauern, wie es nur möglich gewesen sei, Wolfgangs Andeutungen so gar räthselhaft zu finden. Es schien ihr jetzt fast selbstverständlich, daß der Kommerzienrath der „Mittelsmann“ gewesen war, von dem Wolfgang mit so viel Geringschätzung und Bitterkeit sprach, und erwog sie, was ihr einst der Rektor über Wolfgangs politische Thätigkeit gesagt hatte, so brauchte sie nur noch die Annahme, daß Frau v. Larißch eines Tages aus Uebermuth oder Langerweile in ihrer leichten, spöttischen, verirenden Weise Herrn Reichschach mit den Vermuthungen bekannt gemacht habe, die sie ja nach Annas Angaben wirklich hegte, um sich das weitere im großen und ganzen erklären zu können. Sie kannte den Kommerzienrath und wußte genau, wieviel er sich auf seine Weltklugheit einbildete, wie tief er von der dünkelfastigen Ueberzeugung durchdrungen war, ein schlauer Diplomat zu sein und alles fertig bringen zu können; sie hatte sich schon mehr als einmal in die Nothwendigkeit versezt gesehen, Plänen, die er für ihre Zukunft geschmiebelt und die er ihr mit großer Selbstgefälligkeit und Siegeszuversicht auseinandergesetzt hatte, auf's Entschiedenste und Kategorischste zu widersprechen, und bei seiner Vorliebe für trumme Wege war es ziemlich naheliegend, daß er versucht hatte, die ihm gewordene Kenntniß in seinem politischen Interesse auszubeuten —, auf eine Lüge, das wußte sie, kam es ihm dabei nicht an, und eine edle, zarte, uneigennüthige Denkungsweise oder den Stolz einer Ueberzeugung setzte er bei niemandem voraus — war es da ein Wunder, wenn er den reizbaren, empfindlichen und stolzen Wolfgang auf's tödtlichste und plumpste verletz hatte?

Sie zweifelte nicht, daß die Auskunft, die ihr Wolfgang vor seiner Abreise noch geben mußte, ihre Vermuthung im wesentlichen bestätigen würde; wenn dem aber so war, wenn ihr Liebes- und

Lebensglück einer erbärmlichen, plumphen Intrigue Herrn Reichhachs zum Opfer gefallen war, dann war allerdings ihres Bleibens in seinem Hause nicht länger, ja sie beschloß sogar, unter Zurücklassung eines lakonischen, schriftlichen Abschieds dieses Haus zu verlassen und für's erste ein Asyl bei einem Schullehrer in einem kleinen Dörfchen am Fuße des Riesengebirges zu suchen, dessen Frau eine große Liebe und Anhänglichkeit für sie hegte und von der sie — das war sicher — auch ohne vorherige Anmeldung mit offenen Armen aufgenommen ward. Sie ging sofort, entschieden aber ohne Hast, daran, sich auf die Abreise vorzubereiten; sie konnte eine Strecke weit denselben Zug benutzen, der Wolfgang in die Ferne führen sollte, und dieser Gedanke hatte einen wehmüthigen Reiz für sie. Es war nur das Nöthigste, was sie in einen Koffer packte, den sie durch Annas Vermittlung unbemerkt im Voraus nach der Bahn bringen ließ; mit Geldmitteln war sie für längere Zeit versehen, da sie die Gewohnheit hatte, sich bei Beginn jedes Vierteljahres vom Kommerzienrath eine bestimmte Summe auszahlen zu lassen. Der Boden brannte ihr unter den Füßen; ihre Augen schwammen in Thränen, aber ihre Lippen preßten sich fest aufeinander und sie empfand es als eine unnenmbare Wohlthat, daß sie in ihrem Zimmer bleiben konnte und nicht hinunter zu gehen brauchte. Der Anblick des Kommerzienraths wäre ihr unerträglich gewesen und sie würde Mühe gehabt haben, ihm gegenüber ruhig und gelassen zu bleiben. Sie ließ den Frühstückser, den ihr Dorette heraufbrachte, unberührt; es war ihr, als könne sie in diesem Hause nichts wieder über die Lippen bringen, als müsse hier alles einen faulen, dumpfigen, widrigen Geschmack haben. Und konnte man überhaupt an Essen und Trinken denken, wenn man einen Brief, wie den Wolfgang's, wenn man Berge wie die seinen vor sich liegen hatte, mit der Aussicht, sich einen endlos langen Tag hindurch an diesen bitter-süßen, kummervoll-innigen Worten zu verausachen?

* * *

Während Martha so mit der Entschiedenheit des in ihren besten und heiligsten Empfindungen beleidigten Weibes einen Entschluß faßte, der ihr nicht einmal einen Kampf kostete, saß der Kommerzienrath mit seiner Tochter am Frühstückstisch.

Er war ungewöhnlich einsilbig und verstimmt und suchte ersichtlich nach einem Ableiter für seine üble Laune. Aber Emmy war nicht gewöhnt, sich von dem Herrn Papa und seinen gelegentlichen Umwandlungen schlimmen Humors einschüchtern zu lassen und sie unterdrückte die Frage nicht, die ihr schon seit einigen Tagen auf den Lippen schwebte.

„Was ich dich schon lange einmal fragen wollte, Papa: Wie steht es mit Herrn Hammer und Martha? Du wolltest doch dafür sorgen, daß er endlich mit der Sprache herausginge und sich ein Herz fasse, und ich hatte eigentlich im Stillen gedacht, du würdest es so einrichten, daß wir Martha ihren geliebten Wolfgang zu Weihnachten bescheerten; das wäre doch ganz reizend gewesen.“

Der Kommerzienrath schob die Tasse mit einer so heftigen und unruhigen Bewegung zurück, daß das Geschir schwanke und klirrte und Emmy ihn höchst betreten und vorwurfsvoll ansah.

„Das fehlte gerade noch, daß du nun auch noch kommst und mir mit solchen Geschichten den Kopf warm machst! Schlag dir den Gedanken aus dem Sinne — daraus wird nichts!“

„Wird nichts? Ja, Papa, wie soll ich denn das verstehen? Warum trittst du so plötzlich zurück? Du warst doch erst ganz einverstanden?“

„Das war ich allerdings, aber zu einer Verlobung gehören bekanntlich immer zwei, und dieser Herr Hammer, den ich in der zartesten Weise ermuntert hatte, sich um Martha zu bewerben, hat sie gestern Abend, förmlich öffentlich, in der beleidigendsten Weise — ausgeschlagen. Es scheint, daß mein Fräulein Tochter sich denn doch ganz merkwürdig getäuscht hat, und es war nicht sehr überlegt von mir, mich auf ihre Vermuthungen und Einbildungen zu verlassen.“

Es war vielleicht das erste mal, daß er seiner Tochter gegenüber so bitter ward, und dieser Umstand und die unbegreifliche Reue, die Emmy in eine sprachlose Bestürzung. Sie wurde ganz blaß und stammelte endlich:

„Ja, aber Papa, das ist doch garnicht möglich — da muß irgend ein unglückseliges Mißverständnis —“

„Mißverständnis! Ich sage dir, Emmy, dieser Herr Hammer weiß ganz genau, was er will. Das ist ein fanatischer Mensch,

den der Teufel reitet; er hat nicht bloß Martha ausgeschlagen, weil sie zur guten Gesellschaft gehört, die er auf's grimmigste haßt, er hat auch gestern Abend eine skandalöse Rede gehalten und für den infamen Sozialdemokraten gesprochen, der in unserm Wahlkreis aufgestellt worden ist — wahrhaft empörend!“

„Das hat mir doch gleich geahnt, daß da wieder eure abscheuliche Politik im Spiele ist! Aber dann ist es auch nicht so schlimm, wie du es machst; es wird und muß sich noch alles auflären und ausgleichen, und vielleicht hast du nur — vielleicht solltest du das weitere einmal mir überlassen — in Herzenssachen ist ein Mädchen doch —“

„Willst du etwa damit andeuten, daß ich nicht diskret und zartfühlend genug zu Werke gegangen bin? Du schienst so etwas durchblicken lassen zu wollen. Weibliche Einbildungen — Romanideen — Gartenlauben-Redensarten — weiter nichts!“, fuhr der Kommerzienrath ärgerlich auf.

„Aber Papa, du bist ja heute so ungnädig, wie ich dich noch garnicht gesehen habe!“ erwiderte Emmy, ein wenig die Hände faltend. „Du schnurrst mich ja an, als hätte ich Herrn Hammer heirathen wollen.“

Der Kommerzienrath mußte trotz seines kochenden Unmuths lächeln. „Du bist ein Kind, Emmy — wie kannst du nur so etwas aussprechen? Nun, lassen wir die fatale Geschichte — der Mensch ist es nicht werth, daß ich mich seiner wegen erboe, und du wirst ihn um so leichter vergessen, als ich ihn natürlich knall und Fall fortgejagt habe — gleich in der Versammlung. Wahrscheinlich ist er jetzt schon über alle Berge — hier hat er sich unmöglich gemacht, das wird er wohl selber einsehen, und soviel wird er ja noch haben, um wieder hinüber nach England oder nach Amerika zu kommen.“

Nach einer kleinen Pause setzte er möglichst freundlich hinzu:

„Was Martha anlangt, so thun wir wohl am besten, Rücksicht auf ihren leidenden Zustand zu nehmen und ihr erst in einigen Tagen in schonender Weise Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen. Daß du mir Andeutungen gegeben hastest und daß ich infolge dessen mit diesem Hammer über sie gesprochen habe, braucht sie natürlich nicht zu wissen; wir brauchen ihr ja nur zu sagen, was sich in der Versammlung zugetragen hat — das genügt.“

Emmy erwiderte hastig und fast erschrocken:

„Selbstverständlich, Papa. Ich bitte dich um Gotteswillen, keine Silbe über unser Gespräch zu verlieren; Martha würde es mir nie verzeihen, mich in ihre Angelegenheit gemischt zu haben, und ich glaube, auch du würdest garnicht gut dabei fortkommen. In manchen Dingen ist sie sehr streng und besteht auf ihrem Kopf. Ich glaube, sie bräde für immer mit uns, verlaß dich darauf, Papa!“

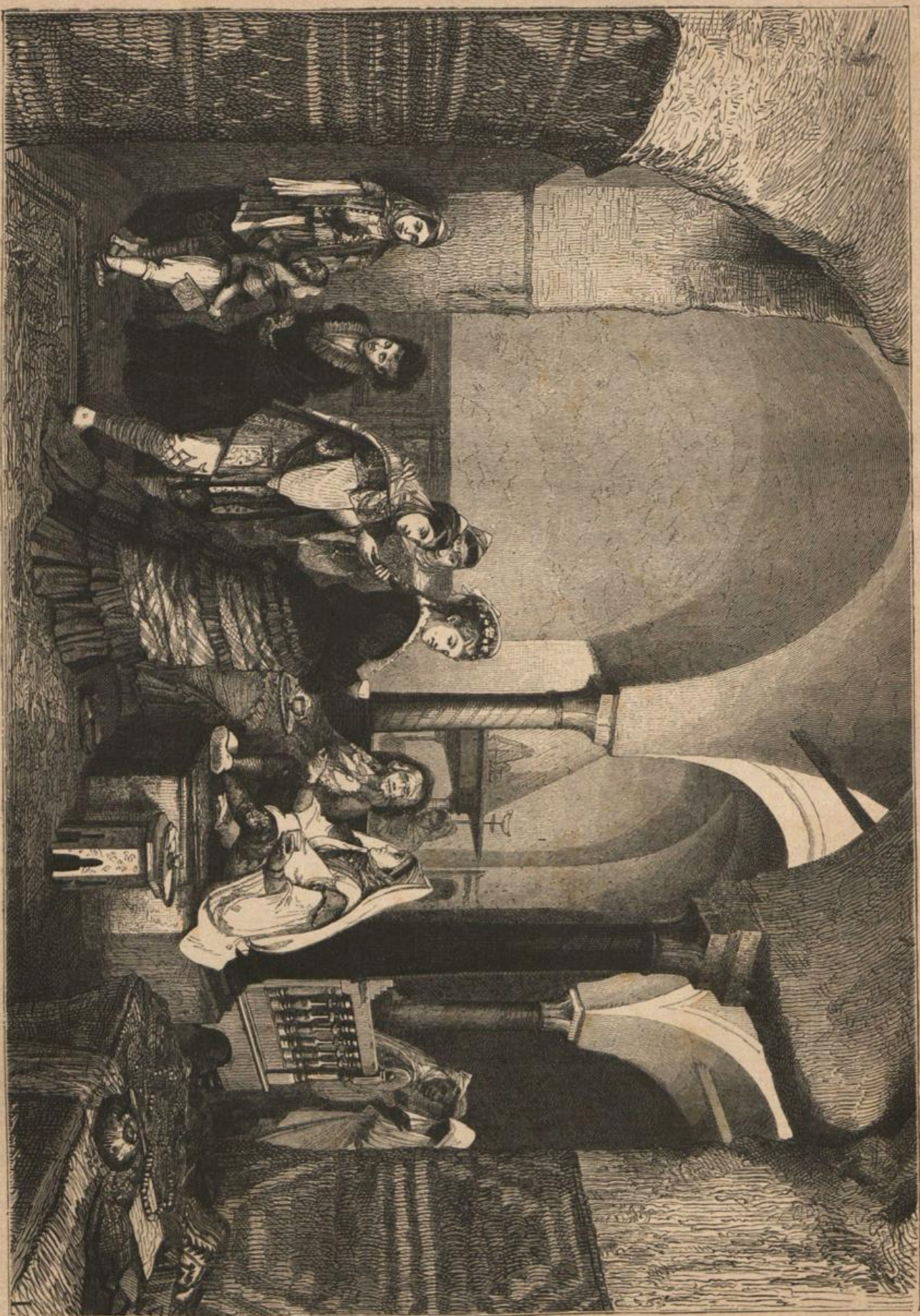
Dem Kommerzienrath fielen allerlei alte Geschichten ein; er nickte zustimmend und etwas bedenklich mit dem Kopfe, und Emmy rief dem Fortgehenden noch nach:

„Ich muß nachher doch einmal nachsehen, wie es Martha geht, aber ich werde meinen Besuch möglichst abtürzen, und wenn sie, was ich nicht hoffen will, bereits etwas über die unglückliche Versammlung gehört hat, so weiß ich von allem kein Wort.“

Als sie eine Stunde später zögernd und besangen Marthas Zimmer betrat, fand sie diese mit Schreiben beschäftigt und sehr schweigsam und konnte sich also, was ihr sehr lieb war, nach kurzer Zeit mit der Ankündigung zurückziehen, daß sie nach Tische zu einer befreundeten Familie über Land fahren und erst spät abends zurückkommen würde.

Die ewig Muntre und Gutgelaunte hatte aber doch einen innerlich unruhigen Tag. Vielleicht war es ihre Pflicht, Martha einen Wink zu geben; aber dann hätte sie eingesehen müssen, daß sie in der ganzen Intrigue eine Rolle gespielt, und ihr Schuldbewußtsein wog eben doch schwerer als das Mitleid mit Martha. Zudem konnte sie ja irren — was ging sie auch am Ende der ganze Handel an und welche Verpflichtung hatte sie, Martha den Besitz eines Gatten zu verschaffen, dessen Neigung doch eigentlich ihr gehörte? Vielleicht hatte Wolfgang Martha nur deshalb ausgeschlagen, weil er seine unglückliche Liebe zu ihr nicht durch einen Ehebund entweihen wollte. Ueberdies kamen ihr diese Vermittlungsgedanken erst, als sie mehrere Stunden von M. entfernt war — sie konnte also garnicht beichten und war recht sehr zufrieden damit, einen so guten Entschuldigungsgrund zu haben, der sie auch für die Zukunft gegen gelegentliche kleine Gewissensbisse schützte.

(Fortsetzung folgt.)



Seitlich deutscher Frauen in einem Hause zu Tunis. (Seite 491.)

Modern-russische Zustände.

Vor uns liegt ein englisches Buch, „The Russians of to-day“ Die Russen von heute, aus dem wir den Lesern einiges erzählen wollen, zur Belehrung sowohl als zur Unterhaltung. Der Verfasser, E. C. Grenville Murray, ist ein in der englischen sowohl als auswärtigen Literatur durch verschiedene Werke (z. B. „French Pictures in English Chalk“) bereits ehrenvollst bekannter Autor, der feinsten Beobachtungssinn mit gründlich umfassenden Kenntnissen vereinigt und diesen einen tadellos geschliffenen Stil hinzusetzt*).

Sollte manches unglaublich klingen — je nun: relata refero, ich erzähle nur Erzähltes; sollte anderes gar grell und kraß klingen, so bitte ich festzuhalten, daß ich überall nur in knappster Kürze streng nach dem Original wiedergebe. ... Greifen wir denn frischweg hinein, in's volle Menschenleben,“ das ja, nach dem Worte eines gewissen Goethe, überall, „wo man's packt, interessant ist.“ Einem eigentlich systematischen Zusammenhang zwischen den 35 Kapiteln des Buches kann ich nicht entdecken, ich binde mich daher auch nicht an die Reihenfolge derselben, zumal ich mich auf verschiedene ohnehin nicht weiter einlassen kann. Bevor wir das Buch aufblättern, nur noch eine flüchtige Bemerkung darüber, warum wir uns gerade dieses zum Erzählungsthema gewählt haben. Deswegen nämlich, um dem Publikum, soweit es davon noch nicht genügend wissen sollte, den möglichst vollen Begriff von der Berechtigung zu geben, mit der Rußland das Banner der „Befreiung der unterdrückten Christen“ wehen ließ, und den möglichst vollen Begriff von dem Werth der europäischen Diplomatie, die das geschehen ließ. Das könnte hochtendenzios erscheinen, je nun: um so untendenzioser ist das Werk selbst gehalten, und ich erinnere nochmals daran, daß ich nur, streng getreu, Erzähltes erzähle.

*) Da der Verfasser nachstehenden Aufsatze auf Wunsch der Redaktion dieses Blattes von Zeit zu Zeit eine kurze Revue der neuesten englischen schöngeistigen Literatur zu bringen gedenkt, so sei hier vornweg bemerkt, daß die Engländer es namentlich verstehen, in aller Schlichtheit und Nüchternheit, ohne allen idealistischen Doktrinarismus, tüchtige kulturhistorische Gemälde zu entwerfen, die den Deutschen immerhin zum Muster dienen können. Der wahre Idealismus der Darstellung ist es eben, das reine Wesen des Gegenstandes zu entrollen. Ich wüßte z. B. kein deutsches Werk, das „Tirol und die

Da es hier nicht darauf ankommt, wie in einem Roman zu spannen, so darf ich wohl gleich mit einem der interessantesten Kapitel anfangen, das eine ganze abgerundete kleine Geschichte enthält. Ist doch „die Geschichte (das Leben) romantischer als jeder Roman“ und — eine Steigerung demzufolge nicht ausgeschlossen.

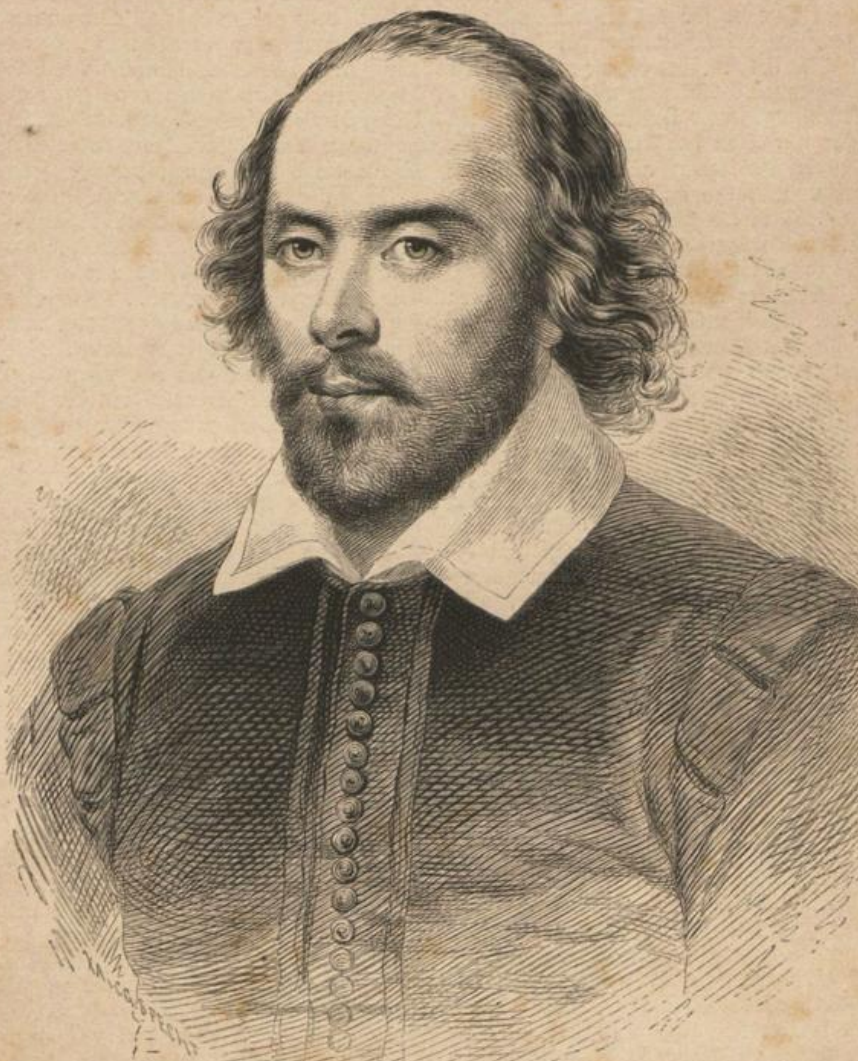
Also: Herr Otto Dicker, Hotelbesitzer in A., Provinz Charkow,

erhielt eines schönen Morgens von dem Hausverwalter Seiner Ehrwürden des Archimandriten (Art Erzbischof) der Stadt ein Päckchen falscher Banknoten als Zahlung für eine größere Weinlieferung. Dicker — ein Deutscher — war zu vorsichtig, und das war sein Unglück. Ein Russe hätte das Geld ruhig weiter begeben, er aber ging zu dem Verwalter, welcher glattweg leugnete und Herrn D. schließlich aus dem Hause spebiren ließ. Als bald fand sich in seinem eignen Hause ein Polizeioffizier mit zwei Untergebenen ein, der Herrn D. wegen Nichtanzeige des Empfanges falschen Geldes bei dem Polizeiamte zur Rede stellte. Statt nun sofort wieder die richtige Praxis einzuschlagen und dem Beamten bei einer Flasche vom besten eine anständige Anzahl echter Banknoten in die Hand zu eskamotiren und mit den Gehülften es ebenso zu machen, wobei alles zur Zufriedenheit abgelaufen wäre, war D. so unpraktisch, schlechter Laune zu sein, und der Polizeivorgesetzte erklärte ihm daher kategorisch, er müsse das Haus durchsuchen lassen, das denn auch in weniger als einer Stunde wie geplündert aussah. Die Koffer wurden laufen gelassen — es konnten ja Fälschungsapparate darin sein. Dickers baares Geld, Gold- und Silberfachen wurden

zusammengepackt, und „Marisch!“ hieß es — in's Gefängniß. Das Straßenpublikum aber freute sich nicht wenig, einen Deutschen in Schwulibus zu sehen. Zu den Annehmlichkeiten der Gefängnißzelle Dickers gehörten rieselnde Wände und „heranhüpfende“ Matten. Die Obrigkeit gedachte ein Exempel für Verausgabung falschen Geldes zu statuiren; man ließ ihn die Silberminen Sibiriens in

Tiroler“ — einen für einen Engländer gewiß sehr schwierigen Gegenstand — so meisterhaft und erschöpfend behandelt hätte, wie vor ungefähr Jahresfrist Baillie Grohman. Kein Berliner z. B., nebst wohl noch Millionen anderer Norddeutschen, wäre im Stande gewesen, sich in diese Volksseele so ganz hineinzuleben und sie so treu wiederzuspiegeln, wie dieser Engländer.

Der Verf.



W. E. Schaeffer

verheißungsvoller Perspektive schauen, aber — der dumme Deutsche verstand es noch immer nicht, seine Unschuld zur vollsten Evidenz zu erweisen! Unter Schimpfwörtern wurde er daher aufgefordert, „zu gestehen“, und auf die Frage „Was?“ er bedeutet, daß man ihn schon zur Vernunft bringen werde, worauf er zu den Ratten zurückkehrte. Frau Dider wußte besser Bescheid. Sie begab sich, eine quittierte, aber unbezahlte Rheinweinrechnung (im Betrage von 300 Silberrubeln) in der Hand (dazu sechs Flaschen Liebfrauenmilch), zu einem in ihrem Hotel speisenden Oberstlientenant, welcher denn infolge dessen das „Mißverständniß“ aufklären zu wollen versprach. Nachdem dies nun durch ein kleines, auf einen Hundertrubelschein gestrichenes Pflaster für des archimandritischen Verwalters verwundete Ehre, sowie durch weitere Vespflasterung der Untersuchungsbehörde und des Gefängnisdirektors bewirkt war, wurde Herr Dider freigelassen. Natürlich wählte der querköpfige Deutsche, seine Freilassung seiner Unschuld zu verdanken und — seine Frau hatte für ihre That den Dank dahin. — Da brach der „heilige Krieg“ gegen die Türkei aus und ein Ukas verordnete folgende sinnreiche Kriegsteuer. Alles Papiergeld mußte abgestempelt werden, was ihm 5 Prozent Werth benahm. Folge: Niemand achtete vollends mehr darauf, ob er ächte oder falsche Banknoten in die Hand bekam. Aber Herr Dider that es. Wieder zu seinem Unglück. Denn er hätte dem edlen Verwalter gar zu gern etwas am Zeuge gestiftet und setzte daher insgeheim Prämien für solche aus, die dem Manne das Ausgeben eines falschen Scheines nachweisen könnten. Das kam dem Verwalter zu Ohren, es wurde ihm unbefähigt und er hat den Archimandriten, doch ja recht auf seiner Hut sein. Durch des letzteren Einfluß erstreckte sich diese Vorsicht auf weitere und weitere Kreise, und „so wurden denn die Geschäftsbeziehungen sehr schwierig“, bis der Civilgouverneur, die allgemeine Kalamität auf ihre Quelle zurückführend, es für das Beste hielt, wenn Herr Dider bald wieder im Gefängnisse säße. Das gelang mit Leichtigkeit und — die Cirkulation falschen Geldes und das „gegenseitige Vertrauen“ waren wieder hergestellt. — Wie man sich unschwer sagt, war dies alles nur dadurch möglich, daß (was ich bisher noch verschwiegen) es in Rußland „grade soviel falsche als ächte Banknoten gibt“!! Wie man hieraus schon ersieht, treibt die Bestechung in Rußland üppige Blüten, — sehen wir zu, ob wir vielleicht noch wunderlichere entdecken können? Unsere Blicke umhererschweifen lassend, wo sich dieselben etwa vorfinden möchten, springt uns zunächst ein großes Gebiet in die Augen — das Gerichtsweisen. Der erste Satz des französischen Civilcodex: „Die Kenntniß des Gesetzes wird bei jedermann vorausgesetzt,“ ist bekanntlich ein allgemeiner Grundsatz („Unwissenheit schützt nicht vor den Folgen des Gesetzes“), und wenn darnach die russische Gesetzeskunde, bei 21 Foliobänden, 2000 Seiten und darüber per Stüd, auch etwas schwer gemacht ist, so sollte man doch denken, daß die Rechtspflege in Rußland sich der sorgfältigsten Ausbildung erfreue, namentlich wenn man noch obendrein erfährt, daß über alle erdenklichen Handlungen durch spezielle kaiserliche Erlässe verfügt ist (wozu aber dann die 21 Wälzer?!). Und so ist denn in Rußland alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt, während in anderen Ländern umgekehrt alles erlaubt ist, was das Gesetz nicht ausdrücklich verbietet. „Würden alle diese Erlässe streng eingehalten, so könnte kein Mensch auch nur Athem holen.“ Da aber das Athmen die unerläßlichste, vitalste Lebensfunktion ist, so weiß man sich eben zu helfen: man erkaufte sie. „Die Leute kaufen sich die individuell benötigte Freiheit grade so, wie man in England Gas und Wasser kauft.“ Auch hat der Russe einen gutmüthigen Charakter, und nur in den Ostseeprovinzen ist es in dieser Beziehung anders, da die Deutschen „fürchterliche Bureaunkraten“ sind und als Beamte es vorziehen, sich mißliebig zu machen, als sich bestechen zu lassen. „Ein russischer Civilprozeß ist thatsächlich eine Auktion, bei der der Meistbietende Recht bekommt.“ In Strafrechtsfällen ist es des Advokaten wichtigster Schritt und

erste Sorge, dem Klienten die einzig richtige Anwendung seines Geldes zu zeigen, das ist — die Bestechung des Richters; im Unterlassungsfalle wird Angeklagter selbstverständlich verurtheilt.

Bei der hiernach völligen Preisgebung der Armeren, haben sich „Artels“ oder Unterstützungsvereine gebildet, die natürlich nur die Beschaffung der Geldmittel zu Bestechungszwecken zum Ziele haben, und wehe dem Stande, der Klasse, zu deren Gunsten solche nicht bestehen, wie z. B. die Diensthoten. Eine Magd oder einen Diener, den die Herrschaft z. B. Diebstahls halber hat in's Gefängniß werfen lassen, kann dieselbe so oft peitschen lassen als sie will, natürlich — wenn der Gefangenwärter zu diesem Behufe bestochen worden. „Wenn man bedenkt, daß Unterschleif und Veruntreuung geradezu die Hauptquelle aller Geschäfte auf dem Lande ist, so erscheint es gewiß sonderbar, daß ein Richter die Stirn haben sollte, noch einen Dieb einsperren zu lassen.“ Möglicherweise (meint der Verfasser) sei man auch von dem Unpassenden dieses Verfahrens überzeugt, indem bei Reisen des Czars die Gefangenen schichtweise freigelassen und von der Bevölkerung als ihre (ehrlichen) Brüder begrüßt werden, deren einziges Verbrechen im Unglück (erwünscht zu werden) bestanden. So ist denn gerade die „Vortrefflichkeit“ der russischen Gesetze die Ursache größter Korruption und man sieht recht deutlich: „Der Segen kommt von oben“... Nirgends, nebenbei bemerkt, zeigt sich das so außerordentlich efflatant und naiv (ja manchmal hochkomisch) zugleich, als in Rußland... Die Geschworenen übrigens haben eine solche Abneigung gegen das Verurtheilen, daß sie gar oft gegen einen Inculpaten mit der Frage herausplagen: „Willst du versprechen, es nicht wieder zu thun?“ Und als einmal die Schöffen schon drei Stunden lang zur Berathung sich zurückgezogen hatten und ein ungeduldiger Richter nachzusehen schickte, was sie denn trieben, da — waren sie jammt und sonders durch's Fenster verdunstet, um keinen Wahrspruch abgeben zu müssen.

Und da wir einmal bei dem Thema „Bestechung“ sind, so wollen wir eine weitere Aehrenlese halten, die wir uns freilich aus dem ganzen Werke zusammensuchen müssen. So heißt es z. B. einmal: „Diebe und — Polizisten sind die große Pest russischer Städte, namentlich aber die letzteren.“ Die Russen seien nicht Diebe von Natur — nach ihrer Ehrlichkeit auf dem Lande, wo es keine Polizei gibt, zu schließen. Aber in den Städten, da sei das verderbliche Beispiel des Beamtenthums und der für Geld zu aller möglichen Nachsicht zu bringenden Polizei zu groß. So wird denn wahrhaft reizend, fabelhaft gestohlen. Aber das Geld — und nur dieses — zaubert die Sachen wieder zur Stelle, habe man auch den doppelten Werth der gestohlenen Effekten zu bezahlen. Wer jedoch einflußreich genug ist, sich der Polizei allenfalls gefährlich zu machen, dem erjeht sie sogar den Werth derselben, wenn ihre Organe der Gegenstände selbst wieder habhaft werden konnten. Handelsleute zahlen häufig eine „Diebesversicherung“ an die Polizei, da aber die Diebe bei ihren glänzenden Geschäften noch mehr zu zahlen in der Lage sind, so wird erstere Prämie nur „ad valorem“ (nach der Höhe der Summe) acceptirt. „Unglaublich, wie es klingen möge“ — Gefängnisdirektoren lassen oft Diebe expresse dazu frei, um — zu stehlen! Im vorigen Jahre berichteten die moskauer Zeitungen folgenden Fall. Ein berüchtigter Einbrecher, der zur Zeit seine Haft verbüßte, wurde in einer Nacht wieder an der Arbeit (bei einem reichen Kaufmann) betrogen. Er gestand, von seinem Schließer unter der Bedingung herausgelassen worden zu sein, daß jener mit ihm gehe und seinen Beuteantheil erhalte. Der Schließer verneinte dies mit nichten, sagte aber seinerseits aus, daß er im Auftrage des Direktors gehandelt, der sich den Löwenantheil bedungen habe. Dieser hinwiederum wälzte die Schuld auf die Polizei ab, die ihm Weisung erteilt habe, den Gefangenen zu irgendeinem, nicht näher angegebenen, Zwecke freizulassen. Der Einbrecher wurde von den Geschworenen freigesprochen, der Schließer aber war nicht einmal angeklagt worden. (Fortsetzung folgt.)

Das Märchen.

Literarhistorische Skizze von M. Bittich.

(Schluß.)

Die meisten dieser ausländischen Produkte wurden durch Uebersetzungen und Bearbeitungen auch uns Deutschen nahe gebracht, besonders hat das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts auf diesem Gebiete eine rege Thätigkeit entfaltet.

In dem mittelhochdeutschen Heldenliede „Gudrun“ erzählt der alte Wate bei einem Sturme seinen Schiffsgefährten eine „Wassermäre“, ein Seemärchen, das er „gehört von Kindern“. In Givers wäre ein Reich, wo man Mauern baue aus Silbersand und Bau-

steinen vom feinsten Gold. „Wenn die Magneten bringen für den Berg“ und wer dort auf günstige Winde warten kann, der bringt Schätze heim, die ihn und seine Nachkommen für alle Zeiten reich machen.

Luther, dem wir nach dieser Richtung gewiß ein Urtheil zu trauen dürfen*), sagt: „Ich möchte mich der wunderbaren Historien, so ich aus zarter Kindheit überkommen, oder auch, wie sie mir vorgekommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold.“ Auch hat Luther nach des Gelehrten Schuppins Zeugniß „seinen Deutschen ein erneutes und geschworenes Märleinbuch zuriichten wollen, weil sich aber der theure Mann an der Biblia, an Predigten u. s. w. abgearbeitet, verblieb dies angefangene Werk. Wie wohl hier eine Bearbeitung äsopischer Fabeln gemeint ist, lassen sich doch Bekanntschaft und innige Vertrautheit Luthers mit dem Märchen mannigfach nachweisen, so z. B. in den „Tischreden“ und in den Predigten des Mathesius über Luthers Leben, wo sich unter anderem das schöne Märchen von dem Sperling und seinen vier Söhnen findet.

Bis zum vorigen Jahrhundert ist nichts oder wenig für unseren Zweck interessantes zu verzeichnen. Auf Goethe's Beziehungen zu dem Märchen und auf die Romantiker war schon oben hingewiesen. Auch auf die Uebersetzungen aus dem Französischen und anderen Sprachen, welche in Deutschland Eingang fanden. Hierher gehören bis zu einem gewissen Grade auch die Märchennachbildungen Wielands, die freilich viel zu gekünstelt und viel zu raffiniert sind, um uns hier näher beschäftigen zu können. Bemerkenswerth ist übrigens, daß Wieland zur Wahl dieser Stoffe besonders von Goethe bestimmt wurde; sie sollten ihm als Vorübungen zu seinem größten epischen Meisterwerk, dem „Oberon“ wichtig werden.

Diese Richtung trug auch nicht wenig dazu bei, den ganzen griechisch-römischen Götterhimmel, der im deutschen Volke nie so recht Boden fassen konnte, endlich in einen ihm wohlzugewöhnenden Ruhestand zu versetzen, hatten die Götter und Göttinnen doch lange genug herhalten müssen, um den Mangel poetischer Gestaltungskraft mit ihrer himmlischen Majestät zu bemänteln!

1780 trat Musäus mit seinen fälschlich so genannten „Volksmärchen“ an die Oeffentlichkeit, die eigentliche Sagen sind und durch eine starke Würze von satirischen und wügelnden Zuthaten die Naivetät des ächten Märchens, deren nur drei darunter sind, gänzlich verloren. Von wirklicher Bedeutung wäre sonst keine Publikation aus dieser Zeit; wie mancherlei ähnliche Erzeugnisse auch veröffentlicht wurden: mit dem ächten Volksmärchen haben sie nichts gemein als etwa den Namen.

Da traten im Jahre 1812 die Brüder Wilhelm und Jakob Grimm mit dem ersten Band ihrer „Kinder- und Hausmärchen“ an die Oeffentlichkeit. Hier wurde zum erstenmale das Wesen und der Werth des ächten Volksmärchens erkannt und liebevoll gewürdigt, hier wurden mit einer hingebenden Treue und mit sinnigem Verständniß die Erzählungen des Volkes wiedergegeben. Wir kennen außer Herders „Stimmen der Völker“ und dieser Sammlung, kein Werk, welches so ächt unverfälscht und ungeschminkt das Dichten des Volkes darstellt. 13 Jahre sammelten die Brüder und mit ihrer Heimath Hessen begannen sie. Da war eine Bäuerin in dem Dorfe Niederwehnen, die ihnen die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählte.

„Die Frau Viehmännin war noch rüstig und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtniß und sagte wohl manchmal selbst, daß diese Gabe nicht jedem verliehen sei und mancher garnichts im Zusammenhange behalten könne. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben konnte. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu erkennen sein. Wer an leichte Fälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie

*) Ich halte hier ebenso, wie in einem früheren Aufsatze: „Die deutsche Sprachreinigung in der neuern Zeit“ im Anfang dieses Jahrhunderts der „Neuen Welt“, den Schriftsteller Luther und den öffentlichen Charakter Luther streng auseinander, wie es ja zu einem objektiven Urtheil über diesen merkwürdigen Mann nothwendig ist.

änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber.“ So die Brüder Grimm über diese ihre Hauptgewährsmännin. Der dritte Bruder, Ludwig Grimm, radirte eine recht ähnliche und natürliche Zeichnung von ihr. Später durch Krieg und Krankheit heimgeführt, „das gute Menschen (dabei die Grimme sicher selbst mit!) lindern, aber nicht heben konnten“, starb sie 1816.

Da steht sie denn nun vor uns, die ganze deutsche Märchenwelt in aller ihrer Kraft und Herrlichkeit, mit ihren Wundern und Zeichen, ihren Zauberern und Feen, und an unsern Augen ziehen vorüber alle die prächtigen, lieben Gestalten, das tapfere Schneiderlein, Dornröschen, Schneewittchen, Hänsel und Gretel, Rothkäppchen, Hans im Glück, die sieben Schwaben und wie sie alle heißen!

Hier wollen wir uns etwas eingehender mit dem Wesen des Märchens beschäftigen. Sehen wir einmal Dornröschen genauer an. Dornröschen ist niemand anders als die von Siegfried in der Waberlohe, d. i. Flammenhecke (die im Märchen zur Rosenhecke wird), geküßte Braut Brunhild, beide sind Heldengestalten, hinter denen altheidnische Germanengötter verborgen sind. Auch die Riesen und Zwerge stehen in innigem Bezuge zu den religiösen Vorstellungen unserer heidnischen Altvordern. Die Frau Holle, welche ihr Bett macht, daß die Federn davon stieben und als Schnee zur Erde fallen, wurde als Himmelsgöttin frühe schon erkannt; und dergleichen Gestalten mehr könnten wir eine ganze Reihe aufzählen.

Daneben finden sich im deutschen Märchen eine Menge Züge aus dem Leben zur Zeit des Ritterthums mit seinen glänzenden und poetischen Erscheinungen. Ferner spielen in vielen märchenhaft behandelten Legenden, wie in dem „Markenkind“ und in der Geschichte vom heiligen Petrus, der das Leberlein „gefressen“ hat, und in vielen Märchen vom Teufel christliche Anschauungen, christliche Kulturelemente mit herein.

Wie die Lehre Darwins und Haeckels von dem menschlichen Embryo beweist, daß es eine Menge von Erscheinungsformen durchlaufen muß, deren jede an eine bestimmte niedere Thiergattung erinnert, bis es zu vollständiger Reife gediehen ist und die höchste animalische Entwicklungsstufe, die menschliche Gestalt erreicht hat, — so macht auch im inneren, geistigen Leben jeder Jüngling die verschiedenen Phasen des Geisteslebens und der Kulturentwicklung seines ganzen Volkes, auch die weit zurückliegenden, noch einmal furiosisch an sich selbst durch. Mit der Lust am Märchen zählt das Kind gewissermaßen dem altgermanischen Heidenthum seinen Tribut. Jeder, an den das Märchen herantritt — und wem träte es nicht in irgend einer Form entgegen? — auch der Kulturmann des 19. Jahrhunderts, feiert trotz aller Altklugheit und Nüchternheit seinen Volksfrühling, er empfindet die Schauer unserer Vorfahren, er glaubt die Wunder der Götter, die im Märchen nur zu Zauberern und Feen herabgedrückt und mit den christlichen Göttern, Engeln und Heiligen gleichwerthig sind, in Folge seiner eignen poetischen Stimmung; und dieses Glauben ist dasselbe, welches die dichterische Wahrheit in Kunstwerken auch dem schärfsten Verstande, dem nüchternsten Kritiker abzwängt.

Das Kind nimmt leicht wie Wachs jeden Eindruck leicht auf und lebt sich beim Hören ganz in die wunderbare Vergangenheit hinein. Bei den mit ritterlichen Anschauungen durchtränkten Erzählungen fühlt es sich ganz in der Gemüthsverfassung jener Zeiten, besonders der Knabe möchte, die Empfindungen der Liebe träumerisch vornehmend, schon jetzt ein holdes Wesen aus einer möglichst großen Gefahr erlösen und den Schwachen schützen und ihm helfen. Dazu treten dann die Einwirkungen einer lichtereren Epoche, die bewußte Arbeit der Schule, wo wieder andere neue Stoffe geboten werden. Da begeistert sich das jugendliche Gemüth für bedeutende Männer, in der protestantischen Schule etwa für Luther, in der katholischen für den „heiligen Vater“ in Rom, bis es endlich hinaufsteigt in die geistige Atmosphäre der neueren Zeit mit ihren kosmopolitischen Ideen, mit ihrem Streben nach wahrer Humanität, nach wahrem, reinen, schönen Menschenthum; so klingt jeder angeschlagene Ton getreulich nach und führt Geist und Gemüth und Phantasie zugleich von Stufe zu Stufe immer höher!

Es bestätigt sich hier die Nothwendigkeit stufenweiser Entwicklung auch für das Geistesleben der Menschen: eine fertige, schön geprägte Wahrheit wird erst dann unser wirkliches, ächtes Eigen, wenn wir sie für uns selbst gewissermaßen an und in

uns erlebt und uns so unverlierbar erworben haben. Wo das nicht der Fall ist, gleicht ein tiefes, weißes Wort einer nach allgemeinem Uebereinkommen vollwerthig angenommenen Münze, deren Gepräge aber abgeschliffen ist und die nicht selbst ihren Werth und ihren Metallgehalt anzeigt. Stufenweise müssen wir von den ersten Voraussetzungen an die ganze Gedankenkette noch einmal durchlaufen, um zu dem wirklichen Besitz des Wissens zu gelangen!

Nach der Grimm'schen Sammlung, die einen durchschlagenden Erfolg hatten (1873 erschien der großen Ausgabe zwölfte Auflage), erschienen noch eine Unmasse von Märchensammlungen, theils ächte, theils Kunstdichtungen. Als ein wirkliches Prachtwerk, tüchtig und solid ist die Beckstein'sche Sammlung mit den prächtigen Holzschnitten nach den Zeichnungen des vortrefflichen Ludwig Richter, ein Familienbuch im schönsten Sinne des Wortes.

Aus allen Ecken und Enden der Erde wurden jetzt Märchen zusammengetragen, von Pol zu Pol wurde gesammelt, aber selten finden wir ein Buch darunter, welches sich dem Grimm'schen Werke würdig an die Seite stellen kann, keines, welches dieses gar überträfe. Leute von Fach, Forscher der deutschen Sprache und Literatur haben manches dankenswerthe geleistet, selten aber ist eben ein sinniges, poetisches Kindergemüth mit strengwissenschaftlichem Scharfblick so innig vermählt, wie es bei den beiden Altmeistern der Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur der Fall war.

Ueber die poetische Berechtigung des Märchens sind also wohl alle einig. Anders stellt sich die Sache bei der Frage nach dem pädagogischen, dem erziehlischen Werth des Märchens. Die neuere Erziehungslehre hat sich vielfach gegen das Märchen ausgesprochen, aber diese ganze feindliche Agitation hat ihren Grund in einer zu einer gewissen Zeit allerdings vorhanden gewesen Ueberschätzung dieser Dichtungen seitens schöngeistiger Pädagogen, welche nicht verfehlen konnte, eine Reaktion im märchenfeindlichen Sinne nach sich zu ziehen.

Sehen wir uns die Gründe, welche die Märchenfeinde in's Feld führen, genauer an. Das Märchen, sagt man, behandelt das Wunderbare, Uebernatürliche als etwas ganz Gewöhnliches, als sei es so in der Ordnung, und beeinträchtigt die sich im Kind allmählich entwickelnde Urtheilsfähigkeit. An wen aber soll sich die Poesie aus dem Kindeszeitalter der Völker wenden, wenn nicht an die Kinder? Wir fällt dabei ein neuerer Humorist ein, der den Vorschlag macht, in dem Zeitalter der so fortgeschrittenen Naturwissenschaft, in der Aera der Spektralanalyse, in einer Zeit, wo die zu festem Körper verdichtete Luft Münchhausens Realität gewonnen hat, dürfe man nicht mehr singen: „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern“, sondern nur „Wie schön leuchtet uns das Natrium!“ Ein Zeitalter aber, in welchem die Entfernung des konfessionellen Religionsunterrichts aus den Volksschulen immer noch frommer Wunsch bleibt, hat nicht das Recht, hat nun und nimmermehr das Recht, dem Märchen seine Existenzberechtigung abzuspochen, es den Kindern ich möchte geradezu sagen vorzu-enthalten.

Das Märchen soll nicht lehrreich, nicht unterrichtend genug sein! Der ältere deutsche Name solcher früher gerade für das kindliche Alter für recht geeignete gehaltenen Geschichten ist Spiel, d. i. Spiel, und als Spiel muß das Märchen eben auch vom pädagogischen Standpunkt aus betrachtet werden; es soll eben hier die sonst ja leider mit aller Gewalt in den Hintergrund gebrängte Phantasie zur Geltung kommen und ihr Spiel treiben; das Märchen soll, wie man gesagt hat, wie mancher Traum das Gefühl der dichterischen Befreiung von den gewöhnlichen Naturschranken bereiten. Und für diesen poetischen Reiz hat die Jugend eine feine Empfindung: „die Kinder, sie hören es gerne!“

Der alte Römer Quintilian, der in seinem Unterricht der Beredsamkeit auch die früheste Jugend erziehung berücksichtigt, tritt für das Märchen ein. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist uns eine Anleitung zur Erziehung der fürstlichen Knaben am bairischen Hofe erhalten, wo es über unsern Gegenstand folgendes machen lautet: „Zum fünften mal in verhängen (ihnen gestatten) zimliche spil and in sagen etlich historien und märlein, mit welchen sy lust haben und allermeist denn, wann sie anheben zu erkennen die bedüftung der wortt . . . man soll den kindern lust machen mit spil und mit etlichen mären: wan das messigspiel, das ziemt den kindern, darum wann in messige spilen ist ain messige erwegung (Bewegung, Erholung), mit welcher gemitten wird die trachheit . . . Och soll man den kindern etlich merlin sagen, historien oder etlich ersame liedlin sol man in singen.“

Man sollte doch der Jugend, die bei unserer modernen Erziehungsweise aus verschiedenen Ursachen um das gebracht wird, was der Jugendzeit seine Poesie verleiht, nicht das letzte Stückchen von diesem Artikel im Märchen vollends noch rauben, wenn auch vom schulmeisterlichen Unsehlbarkeitskatheder dagegen gebottert werden mag. Von diesem Kombinieren der Elemente der wirklichen Welt zu Erscheinungen, die nirgends unter dem Monde vorkommen, wird das kindliche Gemüth mächtig angezogen, es baut sich aus bekannten Vorstellungen selbst eine ganz neue Welt auf und übt damit den natürlichen kindlichen naiven Entdeckungstrieb, natürliche naive Dichterlust, die mehr oder minder eben jeder unter normalen Verhältnissen empfindet.

Wenn bis jetzt nur von der bloßen Unterhaltung die Rede war, von dem ausruhenden Sichgehenlassen des Geistes bei der Beschäftigung mit dem Märchen, so ist das aber nicht das einzige. Das Kind, welches noch ziemlich anschaulich denkt, was der höher kultivierte Mensch, der immer mehr mit abstrakten Begriffen operirt, leider immer mehr verlernt, was eine überstiegene Philosophie bei ihren Spekulationen sogar für verwerflich hält, übt an diesen Erzählungen die Fähigkeit und Kraft des Vorstellens, und das ist nach unserem Dafürhalten von ganz bedeutender Wichtigkeit. Die Fähigkeit des anschaulichen Denkens, von dem wir sprechen und dessen Abhandenkommen wir beklagen, ist eine Eigenschaft gerade der hervorragendsten, d. h. am normalsten entwickelten Geister; so rühmte Heimroth an Goethe, daß er so anschaulich denke, und Goethe, der sehr viel über sich selbst reflektirte, spricht in einem kleinen Aufsatz davon, wie er durch dieses einzige geistreiche Wort bedeutend angeregt worden sei.

Ein anderer, wohl ernster zu erwägender Umstand ist der, daß oft grausige, unheimliche Dinge in den Märchen vorkommen, die geeignet seien, übermäßige Furchtsamkeit in den Kindergemüthern hervorzubringen. Die Furcht, eine ganz natürliche Empfindung, absolut auszutreiben, dürfte keiner Erziehungsmethode gelingen. Verfasser gesteht gern zu, daß eine besonders gefährliche Situation, das plötzliche Wahrnehmen eines Abgrundes, ein scheinbar unvermeidlich drohendes Unglück, welches er sich oder andern bevorstehen sieht, jene krampfhafteste Empfindung, die man Furcht nennt, in ihm hervorbringt. Er hält aber diese Nervenreaktion für ebenso natürlich, wie die Empfindung von Frost bei einem hohen Kältegrad, wie das Schwitzen bei großer Hitze. Freilich darf auch hier das Allzuviel nicht platzgreifen: nervöse Ueberreizung ist absolut zu vermeiden. Aber wir möchten fast glauben, die jeweilige Beschäftigung mit düsteren Bildern wirke abhärtend und schütze vor einer solchen krankhaften Sensibilität, wie ja Goethe als Straßburger Student den Schwindel ablegte, indem er sich auf dem Münster oft auf die höchste, äußerste Galerie des Thurmes stellte, und den Fels durch häufiges Bewohnen bei Sektionen bewältigte. Wie weit diese Ansicht subjektiv ist und nicht auf allgemeine Geltung Anspruch machen darf, wissen wir nicht, wohl aber erinnert sich Schreiber dieser Zeilen aus seiner Jugend, daß er oft mit Lust Schillers Geisterseher und ähnliche Sachen, und oft tief in der Nacht gelesen hat, eben mit der bewußten Absicht, im Gegensatz zu jenem Hans im Märchen, das „Gruseln“ zu verlernen, und er kann sich erinnern, daß er wirkliche Erfolge in dieser Richtung aufzuweisen hatte.

Hierher scheint uns auch die Stelle aus dem zweiten Theil des „Faust“ zu passen. Der Zauber Schlüssel, den Faust von Mephistopheles empfängt, soll ihn zu den räthselhaften „Müttern“ führen. Faust erschrickt über das Wort:

Den Müttern? Triff's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?

Mephistopheles:

Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
Willst du nur hören, was du schon gehört?
Dich störe nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.

Faust:

Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schauern ist der Menschheit bestes Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure*),
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Das fällt zum Theil zusammen mit einer späteren Bemerkung Goethe's, daß nur Erstaunen und Bewunderung in das Heiligthum der Kunst führen und jeder, der einmal mit Lust und nach seinem Empfinden mit Glück produziert hat, der hat in der Stunde

*) verleihe, nach Dünkers Erklärung.

des Schaffens, in dem Augenblick der Geburt seines Werkes jenen Schauer, jenes entzückende Schauern gefühlt.

Das Märchen soll ferner den Wahrheitsinn der Kinder einträchtigen. Einen Pädagogen, der solches behauptet, möchte ich fragen: Ist das Unwahrheit und Lüge, wenn dein spielendes Kind aus einem leeren Becher den köstlichsten Wein zu trinken vorgibt? wenn es auf einem Schaufelpferde reitet und jubelnd ausruft: „Jetzt sind wir in Paris! Jetzt sind wir in Amerika!“ O, ihr hartherzigen Bedanten! Steigt gravitatisch hin auf euer Tribunal und verhängt eine Strafe für „Unwahrheit und Lüge“ über die Unschuldigen! Bei aller Vertiefung in das Spiel, das mögen die Herren Philister glauben, steht bei dem Kinde gewißlich der Unterschied von Wirklichkeit und Einbildung im Hintergrund, er wird vom Kinde fortwährend gefühlt, wenn auch nicht festgehalten. Ein lieber und verehrter Lehrer erzählte uns öfter, so ein geschwornener Wahrheitsverehrer sei nicht in das Theater gegangen: „Ich soll Zimmer sehen, die nur drei Wände haben?“ rief er entrüstet aus, als man ihn nach dem Grunde fragte.

Die deutschen Lehrerversammlungen, die schon so mancherlei merkwürdige Dinge geleistet haben (es sei nur an die famose „Prügelpetition“ einer solchen erleuchteten Versammlung erinnert), haben sich auch mit dem Märchen beschäftigt. Auf dem frankfurter Lehrertag wurde die Jugendliteratur „in weitgehendster und ausgiebigster Weise“ besprochen. Fast über die ganze Jugendliteratur wurde da der Stab gebrochen, nur zwei Bücher fanden Gnade vor Augen der gestrengen Herren: Campe's Robinson; nur sollten dieser anders geschrieben, und die Märchen der Gebrüder Grimm — die aber sollten — garnicht geschrieben sein, das Märchen dürfe bloß erzählt, nicht gelesen werden!

Wir wären allerdings geneigt, die Ansicht zu theilen, daß das Märchen mehr in die Familie als in die Schule gehört, wenigstens möchten wir es nicht dazu verurtheilt sehen, als Lernstoff, als Stoff zu grammatischen Uebungen zu dienen, wobei natürlich alle Poesie entweichen muß. Kinder- und Hausmärchen nannten

die Brüder Grimm ihre prächtige Sammlung! Aber gegen das Lesen von Märchen ist uns kein vernünftiger Grund ersichtlich. Sehen wir unsere Jugendschriften mit ihrer faustdick aufgetragenen Moral, mit diesen lederen Lobhudeleien der „guten“ und „artigen“ Kinder an, der abgeschmackte Klatsch über böse Kinder à la Struwwelpeter können einen wirklich zur Verzweiflung bringen und sind auch für das jugendliche Gemüth eine Geistesnahrung von äußerst fragwürdigem Werthe.

Nicht unbemerkt lassen dürfen wir hier, daß eine Gruppe von tüchtigen und vernünftigen Pädagogen der Meinung ist, das Märchen sei berufen, an die Stelle der sogenannten „biblischen Geschichte“ zu treten, was wohl recht gut gemeint ist; doch sind wir auch nicht so rigoristisch gesinnt, diesen Legenden aus der älteren jüdischen und christlichen Zeit ihren wirklich hohen poetischen Werth ganz absprechen zu wollen, da uns jeder Fanatiker, auch sogar der Aufklärungsfanatiker, eine wenig sympathische Erscheinung ist.

Nach gründlicher Erwägung kommen wir immer wieder zu dem Schluß, daß unnöthigerweise gegen das Märchen Alarm gerufen wird. Ein verständiger Erzieher darf seinen Zöglingen Märchen erzählen oder sie Märchenbücher lesen lassen, er wird das rechte Maß zu halten wissen, er wird auch die rechte Auswahl aus dieser großen Literatur treffen. Die ächten Volksmärchen sind durchgängig von einer poetischen Schönheit und von einer hohen Reinheit, „um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen“ (Grimm), daß sie keinerlei Gefahr bergen. Der unverständige Erzieher versteht überhaupt kein Erziehungsmittel recht zu handhaben, so wird er auch mit dem Märchen sich nicht zu rathen wissen.

Zum Schlusse noch: die besten Sammlungen sind eben die von Grimm und Bechstein. Daneben lassen sich noch Andersen und Hauff nennen, als Vertreter der Kunstdichter unter den Märchenenergählern; wiewohl ersterer sich manchmal mehr an Erwachsene wendet, bietet er doch auch eine Menge ächt kindlicher Geschichten.

Bei Garibaldi und am Aetna.

Von Dr. Max Trautl.

Der Kolbenschlag des großen Neapolitaners, der im Gefecht bei Marjola die Dauerhaftigkeit meines Schädels auf eine so harte Probe stellte, daß er mir ein lebenslängliches Denkzeichen in die Stirne grub, war die „unschuldige“ Ursache, daß ich den größten Vulkan Europas, den Aetna, dieses Touristenziel aller Zeiten bestiegen habe.

Bewußtlos aus der Gefechtslinie in das in großer Schnelligkeit improvisirte Lazareth von Mazzara transportirt, schwebte ich wochenlang zwischen Tod und Leben. Als ich das erste mal auf kurze Zeit zur Besinnung kam, war mir wie einem Schlafwandler zu Muth, den man plötzlich geweckt hat, und doch kehrten überraschend schnell unter der sorgfältigen Pflege des englischen Arztes Mr. Giles die Kräfte in meinen jugendlichen Körper zurück. Der unglaubliche Schmutz und die grauenhafte Unordnung zwangen die Aerzte zur Evacuierung der Refonvalescenten. Wohl lag die Nacht eines Engländer, ich glaube Herzog von Southerland hieß der Samaritaner, bei Trapani vor Anker, um Halbgesehene nach Cagliari auf die Insel Sardinien zu überführen, aber Mr. Giles erklärte meine Ueberführung für unthunlich, denn ein Seesturm würde mich tödten oder wahnsinnig machen, weil ein hartnäckiger Schwindel jeden Versuch mich aufzurichten vereitelte. Zum Glück erboten sich menschenfreundliche Patrioten, in Folge eines Zeitungsaufsatzes, verwundete Garibaldianer in Pflege zu nehmen. Unter den zahlreichen Anerbieten wählte mein Schutengel, Mr. Giles, den gesündesten Punkt und zwar das hochgelegene Nicolosi am südlichen Abhang des Aetna zu meiner völligen Wiederherstellung. Nach einigen Probefahrten im Ambulanzwagen hob man mich in eines jener von Ochsen gezogenen Fuhrwerke, für welche die gewagte Benennung Wagen sehr euphemistisch ist. Das Stoßen und Schütteln dieses vorfinstlichen Behälters spottet jeglicher Beschreibung. Mit dreimonatlichem Sold in der Tasche und der Aussicht auf kostenfreie Verpflegung dankte ich mich ein Krösus.

Diejenigen Leser, welche das Reisen nur aus dem Eisenbahnwagen kennen, würden mich für einen orientalischen Märchen-

erzähler halten, wenn ich ihnen die dicke Schmutzkruste des verkommenen Siziliens schildern wollte, welche die Kultur der Trinacria der Alten deckt.

Als sich das Fuhrwerk in Bewegung setzte und ich unter den Strahlen der rücksichtslosesten Sonne bralend dalag, glaubte ich verschmachten zu müssen, und doch hat mich das unausgelebte heiße Lustbad vom Schwindel befreit und die schmale Diät den Hunger gewekkt.

Das erste Mittagessen, Reis und Obst, würzte mir in einem schattigen Pinienwald — eine Seltenheit in dem holzarmen Sizilien — eine sprudelnde Quelle. Was frisches Quellwasser für eine erquickende Himmelsgabe ist, weiß nur der zu schätzen, der wochenlang gezwungen war, gekochten Wein (vino cotto) zu trinken. Nach einer mehrstündigen Siesta unter dem wüthigen Wipfeldom konnte ich ohne fremde Hilfe auf den Wagen klettern.

Als wir uns Sciacca näherten, zog die Sonne abwärts ihre leuchtend stolze Bahn. Heiß ruhte ihr Fuß auf dem Städtchen, das wie eine wahre Ränberherberge sich in die schwarzbraunen, fahlen Felsen hineindrückt. Die Abendwolken zogen langsam und majestätisch über das ferne Mazzaragebirge dahin und das träumende Auge erblickte in ihnen die prächtigen Züge der ewigen Götter, deren weite Gewande, von den Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet, die Spitzen der Berge berührten.

Mein zweites Nachtlager hielt ich in Girgenti. Die schönste Stadt Großgriechenlands, Agrigentum, die Königin der Meere, die einst zwischen den Flüssen Hypsas und Akragas 800,000 freie Bürger beherbergte, ist zur Bettlerin Girgenti herabgesunken, in deren schmutzigen Winkelgassen 20,000 von Hunger und Fieber geplagte Einwohner ihr elendes Dasein fristen. Der geringe Verkehr in dem versandeten Hafen ist in den Händen der Priester. Um einen Begriff von ihrer ehemaligen Ausdehnung und Herrlichkeit zu bekommen, muß man die Tempelruinen des Jupiter und der Concordia am Meeresufer besuchen. Die Feiler unserer gothischen Dome sind geschmacklose Barbarei, verglichen mit den

Tempelresten der Concordia, bestehend aus 19 Säulen im reinsten dorischen Styl.

Am andern Tage verschaffte mir mein garibaldisches Rothhemd einen Platz in dem bequemen Korbwagen eines Fleischer, der mich über Galtanissetta nach Catania brachte.

Zwei Tage in einer nach sizilianischen Begriffen ziemlich reinlichen Locanda (Herberge) hatten mich soweit gekräftigt, daß ich, auf einen Knotenstock gestützt, nach dem nahen Nicolosi humpeln konnte.

Die Straße steigt ziemlich steil zwischen den catanesischen Gartenhäusern, die, von den gefiederten Zweigen der Dattelpalmen überragt, sich hinter Feigen- und Johannisbrotbäume verbergen. Oliven-, Citronen- und Orangenpflanzungen wechseln mit Weizenfeldern ab, in denen noch Reihen von Weinstöcken stehen. Mais und Wein, Obst und Korn wächst den Menschen so recht in die Fenster hinein. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der schnell verwitternden Lava erspart hier jegliche Anstrengung und zeitigt Mitte Juni die Ernte. Granat- und Mandelbäume bilden in den höheren Regionen den Uebergang zu unserem heimischen Laubholz. Eine knorrige Steineiche bezeichnet den höchsten Punkt des Vorberges. Von da senkt sich die Straße nach Nicolosi, welches zwischen zwei Eruptionseegeln erbaut ist. Die Lavaspuren der jüngsten Eruption gleichen Gießbächen mit erstarrten Wellen. Nicolosi ist ein armeliges Nest, in dessen engen Gäßchen die Schweine frei umherlaufen. In den dumpfen Zimmern sah ich nur Frauen und Mädchen emsig hantieren. Die „Herren der Schöpfung“ standen auf dem holperigen Marktplatz um einen antiken Brunnen gelangweilt in Gruppen herum. Das nennt man in Italien Sonntagsvergügen. Ein Paar schreiende und lachende Kinder, deren üppiger Haarwuchs noch nie die Bekanntheit eines Kammer gemacht zu haben schien, zeigten mir den Weg zu meinem Pfleger. Mir wurde angst und bange beim Anblick der windschiefen Baracken, deren Wände der durch die Thüren seinen Ausgang suchende Rauch gebräunt hatte. Aber freundiges Erstaunen belebte meinen gesunkenen Muth, als die halb nackten Knirpse vor einem weißgetünchten Hause mit hellen Fensterscheiben hielten. Gegen die Landessitte war die Hausthür mit dem blankpolirten Messinghammer geschlossen und auf mein Klopfen öffnete eine hübsche Magd. Auf ihre scharfgebogene Nase und ihre blühenden Augen, schwarz wie die Nacht, hätte eine maurische Königstochter stolz sein können. Als ihre fragenden Blicke in den meinen brannten, glaubte ich eine alte Bekannte, die Madonna von Murillo, wiederzusehen. Sie schien auf meine Ankunft vorbereitet, denn auf meine Frage nach dem Herrn des Hauses führte sie mich an der brettenduftenden Küche vorbei über einen reinlichen Hof in das Erdgeschloß des Hinterhauses. Meine hochgepannten Erwartungen bekamen eine gewaltige Ohrfeige beim Anblick des dielenlosen Estrichs, des roh gefügten Dachgebälkes und der verschimmelten Tapeten des mir angewiesenen Zimmers. Wohl präsentirten mir von einem Büchergestell die Heren Dante und Boccaccio, Petrarca und Ariost ihren Schweinsledernen Rücken, aber die Stühle waren wackelig und die Schränke wurmfressig.

Die Ankunft der Magd mit einer Suppenschüssel machte meinen düstern Betrachtungen ein Ende. Sie stellte die rauchende Schüssel auf die Erde, lehnte den dreibeinigen Tisch an die Wand und deckte ihn mit einem Tischtuch, dessen zweifelhafte Farbe mich vermuthen ließ, daß es bereits geraume Zeit dieselben Dienste geleistet. Das graziose Neigen und Beugen, Heben und Senken des holden Wesens bestärkte mich immer mehr in der Ansicht, daß sie aus dem Goldrahmen irgend eines Altarbildes hernieder gestiegen sei, um uns Sterbliche zu beglücken. Als ich meine Hand um ihre Taille legte, natürlich nur um mich von ihrer „Göttlichkeit“ zu überzeugen, gab sie mir einen unzweideutig menschlichen Rippenstoß und entfloß. Ich sah ihr nach bis sie in der Küche verschwand. Als ein langgezogenes Mitrnell von ihren schwellenden Lippen zu mir herüber schallte, stellte ich mein einziges Gepäc, den Knotenstock, in die Ecke und die Suppenschüssel auf den Tisch, in deren Bauch in einer schwarzen Brühe Kopf und Füße eines undefinirbaren Geflügels schwammen. Wer aber, wie ich, wochenlang Vegetarianer wider Willen war, dem mundet jedes Fleisch wie Ambrosia. Kaum hatte ich einige Bissen aus der starkgewürzten spartanischen Suppe herausgeschöpft, da schienen plötzlich die Wände des Zimmers zu wanken und mit einem Krach berührte mein Sitzfleisch sehr unansth den hartgestampften Estrich. Im ersten Augenblick dachte ich an ein Erdbeben. Als ich aber, meine Knochen befühnd, mich überzeugt hatte, daß nur der wackelige Stuhl die Schuld meiner Deposition war, stieß ich ein wehmüthig hallendes „Heiliges Himmelkreuzdonnerwetter“ aus. Hier auf erschien eine ältliche Frau, trotz ihrer stattlichen Leibesfülle mit jugendlicher Schnelligkeit wie aus der Erde gewachsen, in der offenen Thür. Als sie mich mit dem Löffel in der Hand auf der Erde sitzen sah, stemmte sie ihre fleischigen Hände in die Hüften und lachte, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen. Ich muß ein sehr verdurtes Gesicht gemacht haben, denn als ich aufsprang, um ihr meine Reverenz zu machen, brach bei ihr immer wieder der zurückgestaute Lachstrom hervor und hinter ihrem Rücken von ungewöhnlicher Schulterbreite fichterte schadenstroh die Magd. Am liebsten wäre ich auf und davon gelaufen. Meine verzweiflungsvolle Miene schien ihr Mitleid zu erwecken, denn treuherzig sagte sie im ächten tyroler Kehlton: „Hab' ich vorhin recht gehört, daß Sie deutsch gelsucht haben?“

„So ist es, meine Dame!“ erwiderte ich ermutigt.

„Ei, da sind wir ja Landsleute,“ rief sie mit blühenden Augen und wischte ihre mehlsbestäubte Rechte an der weißen Küchenschürze, um mir im nächsten Augenblick die meine zu drücken. Auf ihren Ruf erschien ihr Mann, Doktor —

Entschuldige, liebenswürdiger Giftnischer, daß ich nach achtzehn Jahren deinen Namen, aber nicht deine Wohlthaten vergessen habe, aber tröste dich damit, wenn dir jemals diese Reisen zu Gesicht kommen sollten, daß die undankbare Welt die Namen ihrer größten Wohlthäter, wie z. B. die der Erfinder des Pfluges und Drehschlegels, auch nicht kennt.

(Schluß folgt.)

Weltausstellungsbrieje.

IV.

(Schluß.)

Nachdem wir Japan und China auf der Ausstellung besichtigt haben, werfen wir schnell einen kurzen Blick auf Indien. Dieses altberühmte Land hat zwar die Ausstellung nicht aus eigener Initiative besucht, ist aber dennoch in der englischen Abtheilung durch die herrlichsten seiner Industrieobjekte vertreten. Der großen Mehrzahl nach sind es Geschenke, welche dem Prinzen von Wales auf seiner letzten Reise durch Indien von den einheimischen, tributpflichtigen Rajahs (Herrschern) gemacht worden sind. Die Sagen sowohl wie geschichtlich beglaubigte Urkunden erzählen uns von einem fabelhaften, prunkvollen Reichthum, der in den verschiedenen kleinen Distrikten, die von Selbstherrschern regiert wurden und zum Theil noch werden, gefunden worden ist. Während das arme Volk oft vor Hunger und Elend nach hunderttausenden hinstirbt, können sich noch jetzt einzelne Rajahs rühmen, die Besitzer des größten Reichthums zu sein. Die Arbeit des Volks trägt ihnen und der englischen Regierung in Indien die rohen und fabrizirten Produkte des Landes zu, und der Profit aus letzteren beträgt Milliarden. Kein Wunder, daß England, wie jetzt augenblicklich, mit dem größten Mißtrauen die Gefahr überwacht, welche für seine indischen Besitzthümer aus der Annäherung der Russen erwächst. Der überaus interessante „indische Schatz des Prinzen von Wales“ befindet sich auf dem Ehrenplatze der indischen Ausstellung in der großen Halle, die den Industrie-

palast nach der Seeseite zu abschließt. Es ist in derselben eigens ein kleiner indischer Sommerpalast aus braunem Holz erbaut, der eigenthümlich genug in der Bauart ist, denn er besteht aus lauter kleinen schachtelartigen Räumen und Kabinetten, die enge über-, unter- und nebeneinander zusammengepreßt sind. In diesem kleinen Palais sowohl wie auf einigen mit Glas überdachten Tischen stehen die herrlichsten Gold- und Silberwaaren zur Schau, die meistens ein sehr altes Datum der Herstellung haben. Manche derselben stammen sogar aus Zeiten, die vollständig in geschichtliches Dunkel gehüllt sind und von denen nur uralte Sagen nebelhaft zu erzählen wissen. Umso mehr ist die treffliche Industriearbeit zu bewundern. Wir finden Silbergeschirre, welche alte Erbstücke der indischen Fürstenfamilien sind, die durchaus in gediegenen Metallen gearbeitet und dabei centnerschwer sind. So sah ich eine Tischplatte, in welcher ein Jagdzeug in getriebenem Silber dargestellt ist. Selbst unter der Lupe, die den alten Indern ganz fremd war und die sie demnach nicht benutzen konnten, ist kaum eine Ungenauigkeit zu entdecken, die Physiognomien der einzelnen Jäger und tanzenden Bajadere sind in feinsten Partheiten modellirt worden. Es gibt in der ganzen modernen Silberindustrie kein Fabrifat, welches dieser Tischplatte zur Seite gesetzt werden könnte. Wunderbar effektiv sind auch die Metallfarben verwendet worden, besonders prächtig wirkt das tiefgelbe Gold im Gegensatz zu dem matten, weißen Silber. Tausenderlei größere und kleinere Silber- und Goldgefäße blitzen uns entgegen, Schalen, Kämme, Rauchapparate und Utensilien für Beisellauer. Die modernen Indier haben sich auch mit Glück in der Nachahmung moderner, namentlich

englischer und holländischer Silbergeräthe versucht, doch haben die letzteren einen weit geringeren Werth. Abenteuerliche, höchst phantastische Formen haben die Ornamente der Indier, welche jedoch unsern modernen Geschmack nicht so fremd sind, wie diejenigen der Chinesen. Die Gefäße aus Bronze, Kupfer und Zinn haben ebenfalls getriebene Ornamente. Diese Kunst wurde von altersher hauptsächlich in der indischen Stadt Madura und dem kleinen Dorfe Bisagapatam gepflegt. Dasselbst wurden auch die Tempelglocken hergestellt. In der Damaszirung und Emailirung waren und sind die Indier noch jetzt Meister der Kunst. Ein Tintenfaß in der Form eines Pfau, dessen Federn in hundert Farben schillern, erregt die besondere Aufmerksamkeit und ist der Seltenheit wegen kaum mit Gold aufzuwiegen. Unzählige Waffen hängen und liegen in der Ausstellung, von der einfachsten hölzernen Streitkeule des wilden Eingebornen bis zu den damaszirten, stulpirten und mit Juwelen reich besetzten Schwertern, Schildern und Helmen der alten und neuen Fürsten hinauf sind alle Arten vertreten. Unter ihnen nimmt das große Schwert Sivahi's, des Gründers der Marathaherrschaft in Indien, lange vor Christi Geburt, den ersten Platz ein. Daneben liegen die Hausrathgegenstände aus geschnittenem Schwarz- und Sandelholz, welches sich durch seine Härte auszeichnet. Die berühmten Gewebe und Reparaturarbeiten aus dem städtischen Kaschmir erwähne ich nur nebenher. Noch jetzt gelten diese Gewebe, welche nur durch Handarbeit hergestellt werden, als die vorzüglichsten in der ganzen Welt. Aber ihre Herstellung erfordert auch Zeit und Arbeitskraft. Manche unserer vornehmen Damen, die im Besitze eines ächten Kaschmirshawls ist und denselben lässig von der Schulter hängen läßt, ahnt nicht, daß hundert fleißige Hände jahrelang an demselben haben arbeiten müssen. Alle diese Gegenstände aber werden verdunkelt durch den Schatz der Edelsteine, Diamanten, Saphire, Rubine, Brillanten, Perlen u., die, von der Sonne beschienen, ein Meer von Licht ausstrahlen lassen. Das läßt sich nicht beschreiben, dieser Reichtum ist unermesslich groß und würde, zu Gelde gemacht, hunderttausenden armer Leute unter jetzigen Verhältnissen ein bequemes Dasein bis an ihr Lebensende gewähren können.

Indien ist das Vaterland der Edelsteine, es hat der Welt auch den größten Diamanten geschenkt, den sogenannten „Kohinoor“ (zu deutsch „Berg des Lichtes“). Dieser ist nicht im indischen Schatze, sondern in der Kollektion der Diamanten der Königin von England ausgestellt. Er ist so groß, wie ein halbes Hühnerlei und wiegt 800 Karat. Sein Werth wird beiläufig auf 40 Millionen deutsche Reichsmark taxirt. Die Königin von England bekam diesen seltenen Edelstein im Jahre 1850 von der indischen Kompagnie, welche ihn bei der Eroberung des indischen Vindhya's Penschab erbeutete. Wann der Kohinoor gefunden worden, ist unbekannt geblieben, jedenfalls existirte er schon 500 Jahre vor Christi und hat mehrfach Anlaß zu kriegerischen Fehden zwischen indischen Fürsten gegeben. Er soll früher doppelt so groß gewesen, aber durch mangelhafte Schleiferei verkleinert worden sein. Den modernen Schliff hat der Kohinoor bei einem holländischen Juwelier im Jahre 1851 erhalten.

Westlich von Indien liegt Persien, welches sich ebenfalls an der Ausstellung betheiligte. Der einzige Aussteller dieses Landes ist der „Sonnensohn“, wie sich der Kaiser oder Schah von Persien stolz benennt. Er hat einen abscheulich häßlichen, grün und weiß angestrichenen Holzgelaß mit schmalen, langen Fenstern im Trocaderoport erbauen lassen, in welchem weiter nichts bemerkenswerth ist als der Spiegelssaal, ein Salon, dessen Decke und Wände vollständig mit kleinen Spiegelscheiben anstapelt sind. Gläser und glimmern thut dieser Salon zwar genug, aber bei längerem Verweilen in demselben verdirbt man sich die Augen. Der Schah hat mancherlei moderne und alterthümliche Waaren in diesem Palaste ausgestellt, unter denen besonders die prächtigen Seidentepiche hervorzuhellen sind, eine Spezialität der persischen Industrie, in welcher sie mit den Indern und Chinesen erfolgreich wetteifern. Welche Fülle anmuthiger und frischer Farben schimmert uns entgegen! Sehr interessant sind auch die in Erz getriebenen Gefäße und Hausgeräthe, doch nach der Betrachtung der indischen Schätze dieser Art erscheinen sie weit weniger werthvoll als sie wirklich sind.

Von den sogenannten orientalischen Völkern haben sich dann noch Tunis, Algier und Marokko betheiligt. Ich las zwar neulich in einer Zeitung, daß auch Aegypten vertreten sei, habe aber nirgendwo etwas von demselben bemerkt. Was die andern drei Länder betrifft, so nimmt Algier mit einem ganzen Palais im Trocaderoport den größten Raum ein. Es ist ganz weiß angestrichen, besitzt einige Farbenornamente, die wenig originell sind, macht aber einen seltsamen Eindruck deswegen, weil sich fast gar keine Fenster in demselben befinden. Das ist übrigens eine Eigentümlichkeit des maurischen Baustils, der in Algier noch jetzt bei Bauten verwendet wird. Die nackten weißen Wände eignen sich vortrefflich dazu, die glühenden Sonnenstrahlen zurückzuwerfen. Im Innern des Palastes sieht es dagegen desto dunkler und lechter aus. Säulen, Treppen, Galerien, Fenster, Thüren, Springbrunnen, Blumen, Palmbäume finden wir im Hofe, der durch Zeltdächer vor der Sonne geschützt ist. Hier scheint das Paradies der Leichtigkeit und Schwelgerei, der lässigen Ruhe und poetischen Träumerei zur Wirklichkeit geworden zu sein. Wahrlich, die Muhamedaner verstehen es, ihr häusliches Leben sich so behaglich und poetisch wie möglich zu machen. Was die Waaren betrifft, die von den Eingebornen verfertigt und hier ausgestellt werden, so gleichen sie denjenigen, die auch Tunis und Marokko fabriziren. Große Feinheit, gute Arbeit, elegantes Aeußeres kann man ihnen nicht

nachrühmen. Goldgewirkte Bekleidungsstücke von Seide, Leinen, Leder, Baumwolle u. sind in Unmasse vorhanden und zeichnen sich durch seltsame Formen und grelle Farben aus. Waffen, zum Theil sehr schöne, Sattelzeug, Teppiche, Sophas, Divans, Kaffians, Feze, Turbane beleiden die Augen zum größten Theil durch schrille Farben. Vieles ist auch von den vielen Kleinigkeiten aus Metall und Holz sagen. Da stehen und liegen unzählige Kästchen, Federhalter, Uhrgehäuse, Schalen, Schmuckfächer, Rosenkränze und tausenderlei sonstiges herum. Die Tuneser und Marokkaner haben kleine Bazars in buntangelegten Holzhäusern errichtet und verkaufen gegen leidlich billige Preise dasselbst. Ein Spaziergang durch diese eigenthümlichen Verkaufshallen ist zwar recht amüsant, aber man lernt nicht viel dabei. Ein tunesisches und ein marokkanisches Kaffeehaus fehlen auch nicht, aber die Speisen und Getränke, welche man dafelbst bekommt, sind so trocken und flau, als ob sie mit Saharastaub gewürzt wären. Die Musik, welche sechs Tuneser mit ihren Leiern und Trommeln machen, ist vielleicht Sphärenmusik für einen Neger, für uns Europäer aber gradezu nervenschütternd schrecklich. Und dazu kommt noch das lärmende Ausbieten der Verkäufer und Verkäuferinnen, die weder hübsch noch jung sind, — entfernen wir uns schleunigst!

Kade.

Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis. (Bild Seite 484.) Der Enklyopädist Diderot sagt: „Wer über Frauen schreiben will, sollte seine Feder in Regenbogenfarben tauchen und den Goldstaub von Schmetterlingsflügeln über die Zeilen streuen.“ Der schneidige Hofprediger der Kaiserin Maria Theresia, Abraham a Santa Clara erwidert darauf: „Im Frauenzimmer, da steht der Teufel drin; es ist und bleibt ein nothwendiges Uebel.“ — Wer von den beiden Antagonisten hat recht? Die Wahrheit liegt, wie immer, zwischen Beherrschung und Fadel. Unser Bild, eine Originalzeichnung von Leineweber, den Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis darstellend, liefert den Beweis, daß die gebildeten Frauen des Occident mit ihren ungebildeten orientalischen Schwestern zum mindesten eine Eigenschaft gemeinsam haben und zwar die Neugierde. Die pikante Szene spielt im Tandur, dem Versammlungssaal der Haremsfrauen eines tunesischen Gentlemans, den das unerbittliche Schicksal mit vier Frauen gezeichnet. — Der große Prophet möge ihm helfen, sein diesseitiges Loos im jenseitigen Paradies zu vergessen. — Die tunesischen Frauen, welchen der Fluch der Vielweiberei, dieser Krebschaden des Islams, vor allen Anstrengungen Abscheu eingebläht hat, kränkeln infolge dessen an einer chronischen Langweile und sehen in dem Besuch der deutschen Frauen eine erwünschte Unterbrechung des Haremeinlebens. Sie haben ihr Möglichstes gethan, um den Liebreiz des Körpers durch Toilettenkünste zu heben, denn sie wollen den Christinnen imponiren. Die eng anliegenden Beinkleider von goldgesticktem Sammet umschließen das pralle Bein und sind wohl dazu angethan, mehr zu verrathen, als zu verhüllen. Ein kurzes Seidenkleid birgt faltenreich die schwellende Brust und eine Jade von Goldbrokat umfängt die runden Schultern. Ein buntes Tuch, das Kopf und Hals verumhüllt, und der wallende Schleier, mit Perlensträngen und aufgereihten Goldmünzen geziert, vervollständigt die bequeme Hausracht. Ist diese Gewandung, die nichts von Schnürleib und Stöckelschuhen weiß, nicht vernünftiger, wie die beengende Tracht unserer Frauen, welche sie noch obendrein durch fortwährenden Schnittwechsel zu Sklavinnen der Mode macht? Nach den türmischen Empfangsfeierlichkeiten werden die lästigen Aufpasserinnen, die alten Negerweiber fortgeschickt. Ein reizender Vadsch, das 17. Kind des Hausheeren, präsentirt Schibud, Sorbet und Obst. Die Unterhaltung wird mit Hilfe der jüdischen Dolmetscherin eingefädelt. Man spricht über Puz und verirrt sich — natürlich nur zufällig — auf das Kapitel der Männer. Die ältliche Dame mit dem unverschämten Zwiher, eine Schwiegermutter wie sie im Buche steht, versenkt sich mit der vornehmsten Chanum, der ersten Hausfrau, in den lichtlosen Brunnen der Eifersucht, während die jüngeren Dadasisten den salbigen Pops und die andern „ächten“ Toilettegegenstände der jungen, deutschen Frau einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen. Die dritte Deutsche kann das Schulmeister nicht lassen und fühlt dem zukünftigen Ali Sadshi mit dem Einmaleins auf den Zahn. Nach einer halbständigen Diskussion, während welcher wenigstens zwei Frauen zu gleicher Zeit gesprochen haben, umarmt und küßt man sich — die Visite ist zu Ende. Man hat sich herrlich amüsiert. Die muhamedanischen Frauen haben für ein halbes Jahr Stoff zum Klatschen gesammelt und die Christinnen schreiben eine Haremschilderung in die Rodenzeitung.

Dr. M. T.

William Shakespeare. (Porträt Seite 485.) Unter den strahlenden Firmamenten der Weltliteratur ist Shakespeares Granitobel einer der höchsten. Die Worte rühren nicht etwa von einem bezopften Kunststifter her, sondern sind der Ausdruck eines gleichgearteten Dichters, Lord Byrons, dessen Füße, wie bei Shakespeare, in der Erde wurzeln, in dem die sturmbeugte Vodenluft die Wolken streift. Shakespeare's größtes Verdienst besteht darin, daß er nicht Könige und Bettler, Helden und Gauner, Narren und Schurken mit und ohne Klitterband schildert, sondern Menschen mit ihren Vorzügen und Schwächen. Sein Genie läßt der blutigen Wollstalt des mähmornordenen Krieges düstige Blumen entsprossen, erweckt das Mitleid für den rasenden Othello, legt dem Narren tiefinnige Weisheit in den Mund und stellt als wirkungsvollen Kontrast den eigensinnigen König Lear daneben,

dieses abstoßende Herrbild menschlicher Verkehrtheit. Götter und Dämonen, Gevatter Tod und Prinz Karneval, geflügelte Amoretten und giftgeschwollene Drachen, Ariel und Caliban sind nur Handlanger seiner Phantasie, die heute auf den Falterflügeln des Zephyrus und morgen im Sturmzug des Boreas zwischen Grabesbunten und den lichten Aetheräumen schwebt. Er erzählt uns Blumenmärchen in der Räuberhöhle und predigt Mord im Brautgemach, aber das Wunderbare, Unbegreifliche an dem Seher, welcher der Mitwelt und kommenden Geschlechtern in verzehrendem Harn und überhäumender Lust einen Spiegel vorhielt, ihr gesammtes Denken und Empfinden reflektierend, ist, daß er in dem Maß erlernter Kenntnisse hinter den meisten Dichtern der Weltliteratur zurückstand. Von Freiheit und Liebe, dem Schwingenpaar der rollenden Kugel Fortunas gehoben, schwebt sein prophetischer Geist über allen Gebieten des Lebens in Ernst und Scherz. In den Tiefen der Menschenseele ist er zu Hause und spricht die Sprache aller Stände, aller Geschlechter, jedes Lebensalters mit psychologischer Wahrheit, und diese Sprache ist Musik, noch im Donner melodisch. Seine Frauen gestalten haben die Sonne im Blick und Morgenroth umspielt ihr Lächeln. Wer nicht mit Julia geliebt und mit Desdemona getrauert, der kann nicht behaupten, den Krösus an Gedanken und Leidenschaft verstanden zu haben. Wie der römische Geschichtsschreiber Tacitus stellte Shakespeare dem „Königthum von Gottes Gnade“ die „Gottesgeißel eines durch eigene Schuld dem Verderben geweihten Geschlechtes“ entgegen. Wie fast alle Ritter vom Geiste hat er nicht in goldener Wiege geschlummert, denn sein Vater hat, laut noch vorhandenen Urkunden, Landwirthschaft und allerlei städtische Handtungen nebeneinander getrieben. Am 23. April 1564 erblickte William Shakespeare, als der älteste von acht Geschwistern, in Stratford am Avon das Licht der Welt. Den ersten und letzten Unterricht gewährte ihm die lateinische Freischule seines Geburtsortes. In seinem 18. Jahre vermählte er sich mit der 8 Jahre älteren Anna Hathaway. Dies wohl der Grund, warum er fünf Jahre später nach London ging, sein Glück zu suchen. Mit dem genialsten Mimik des damaligen England, Richard Burbadge, der ihn in Londons Künstlerkreise einführte, leitete er das Blackfriars-theater. Von 1589, dem Geburtsjahre seiner Erstlingsarbeiten, bis 1613 schrieb er 36 Stücke, in denen er selbst als Schauspieler, jedoch nur in untergeordneten Rollen auftrat. Trotz hochangesehener Lebensstellung vergaß er nicht Weib und Kind, baute ihnen in Stratford, wohin ihn regelmäßige Jahresbesuche führten, ein schönes Haus und sorgte für reichlichen Unterhalt. Nach der stilleren Führung des Lebens begehrend, zog er sich im Jahre 1614 von London in die Heimath zurück, wo ihn zwei Jahre später an seinem 52. Geburtstag der Tod ereilte. Was an ihm sterblich war, bestattete man in der Kirche von Stratford. Die im Jahre 1623 über seinem Grabe errichtete, wohlgetroffene Büste zeigt ihn, wie unser Bild, als einen stattlichen Mann von gewinnendem Aeußern mit einer göttlichen Stirne, für Daphnes Laub, den Vorbeere wie geschaffen, von welcher der Stempel der Geistesmacht leuchtet. Im Jahre 1741 ehrte Englands Volk das Andenken seines größten Dichters durch ein Denkmal in der Ruhmeshalle der Westminster-Abtei. Aus dem unererschöpflichen Schatz seiner Werke schürfte die ganze Welt Goldmetall. Mit Ausnahme der erzählenden Dichtungen „Venus und Adonis“ und „Lukrezia“ nebst einer Sammlung von Sonetten schuf er nur Dramatisches, ein Weltwunderwesen von allem was zwischen Himmel und Erde lebt und webt. Die Ueberladung des Tragischen mit dem Gräßlichen, die aufdringliche Deutlichkeit des Trivialen und die chronologischen Schnitter abgerechnet ist er ein Muster für die Dramatiker. Mit seinen Meisterstücken Romeo und Julie, Sommernachtsstraum, Kaufmann von Venedig, Richard III., die lustigen Weiber von Windsor, Othello, Hamlet, Macbeth, Sturm und Wintermärchen hat er durch instinctive Genialität, harmonische Architektur, schlichte Natürlichkeit, verbunden mit tragischer Kühnheit, unvergänglichen Ruhm erworben.

Dr. M. T.

Ärztlicher Briefkasten.

Sprottau. W. D. Größere Mengen Salicylsäure in Speisen und Getränken können allerdings dem menschlichen Körper nachtheilig sein, und wir widerrathen Ihnen deshalb den Zusatz dieses Mittels zum Käse. Um Fäulniß zu verhindern, sind übrigens ziemlich große Mengen Salicylsäure nöthig, wie dies Versuche mit sehr concentrirten Lösungen dieses Mittels in Bezug auf die Lebensfähigkeit von Bakterien und anderen Fäulnißregenern erwiesen haben. Man schwärmt deshalb für die Salicylsäure lange nicht mehr so sehr, wie vor einigen Jahren.

Meerane. E. S. Ruhmlich gibt man kleinen Kindern nicht roh, sondern abgekocht. Auch Eier ist man besser weidgekocht als roh; denn der Magen muß das Eiweiß roher Eier erst zur Gerinnung bringen und letztere werden daher von manchen Personen nicht vertragen. Hartgekochte Eier dagegen sind immer unverdaulich.

Inhalt. Ein verlorener Posten, Roman von R. Lavant (Fortf.). — Modern-russische Zustände. — Das Märchen, literarhistorische Skizze von M. Wittich (Schluß). — Bei Garibaldi und am Aetna, von Dr. Max Trautl. — Weltausstellungsbriefe. (IV. Schluß.) Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis (mit Illustration). W. Shakespeare (mit Porträt). Ärztlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Blaugewerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Hamburg. G. Kopffongestionen können die verschiedensten Ursachen haben und entweder von Fehlern in der Lebensweise oder von sonstigen, von außen auf den Körper wirkenden Schädlichkeiten abhängen; oder aber sie entstehen durch Krankheitszustände, deren Erforschung Aufgabe eines am Orte befindlichen Arztes sein muß. Es läßt sich deshalb gegen Ihre durch Kopffongestionen verursachte Schlaflosigkeit nicht gut ein Arzneimittel anrathen. Vermeiden Sie vor der Hand einmal alle alkoholischen Getränke, Wein, Bier, Kaffee u. s. w., trinken Sie viel Wasser und sorgen Sie für regelmäßige Leibesentleerung. Auch müssen Sie den Hals frei tragen und nicht durch zu enge Hemdkragen und Binden fest einschnüren. Der enge Halskragen verursacht z. B. beim Militär sehr häufig Kopffongestionen, resp. erschwert den Rückfluß des Blutes aus dem Kopfe, namentlich auf den Märchen, wo mancher dann am sog. Sonnenlicht zugrunde geht.

reslau. R. S. Die mikroskopische Untersuchung des Schweinefleisches auf Trichinen gewährt nur einen relativen Schutz. Denn wenn man auch jene Muskeln genau kennt, in denen sich erfahrungsgemäß die Trichinen in größeren Mengen ansiedeln, und wenn man deshalb vorzugsweise diese bei der Untersuchung berücksichtigt, so können doch Fälle vorkommen, wo sie gerade dort nicht so zahlreich vertreten sind und daher übersehen werden. Ganz sicher gehen Sie, wenn Sie Fleisch nur gekocht oder gut durchbraten essen, denn die Trichine verträgt keine Siedehitze und ist in dergleichen Fleisch absolut unschädlich. Die mikroskopische Fleischschau wird wieder abgeschafft werden können, wenn jene Menschen, deren Schutz vor Trichineninfektion man im Auge hat, so vernünftig geworden sind, kein rohes Schweinefleisch mehr zu genießen.

erlin. Schuhmacher B. Geben Sie Ihre Profession auf und ergreifen Sie einen anderen Beruf, der Sie nicht den ganzen Tag zu sich nöthigt. Die Schmerzen in der Lebergegend sind bei Ihnen wahrscheinlich durch das gesundheitswidrige Einsetzen des Leistens in jene Gegend entstanden. Der Bauch des Menschen ist kein Holzstöß, der sich nach Belieben malträtiren ließe. Großvater Schuhmacher hat zwar den Leisten auch so eingesetzt und ist mitunter ein alter Mann geworden; viel häufiger aber ist er in den vierziger oder fünfziger Jahren an einem schweren Unterleibsleiden gestorben.

Nicht beantworten lassen sich ohne persönliche Untersuchung oder aus anderen Gründen die Briefe von J. N. in Solingen, Adolf L. in Berlin und G. L. in Kottbus. — Frä. S. in Altona wird um ihre Adresse gebeten; Max K. in Berlin wolle aus früheren Nummern dieses Jahrgangs ersehen, daß wir die öffentliche Ertheilung von Rathschlägen in Geschlechtskrankheiten ablehnen; R. in Berlin findet seine Finnen im Gesicht betreffende Anfrage in früheren Nummern d. Bl. beantwortet.

Direkte Antwort wurde sonst, wenn es thunlich, auf die bis zum 28. Juni eingegangenen Briefe ertheilt. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Forst. B. S. Wie das Bessere der Feind des Guten, so ist das Begehren der Feind des Begehrten. Und daß im Sturm und Drang der Gegenwart die Vielen ihr Augenmerk nicht auf bloßen Zeitvertreib richten, werden Sie sich denken können. Indessen sollen auch Sie befriedigt werden.

Dresden. S. W. Die eingeleiteten fünf Gedichte sind recht hübsch, aber nicht gedankenreich, daher für die „R. W.“ nicht verwendbar.

Leipzig. De la G. Ihr poetisches Räthsel ist ein Spiel von allerlei hellen Gedanken und gelauteten Wendungen ohne fassbaren Inhalt. Auf solch' merkwürdige Poesie müssen wir verzichten.

Berlin. L. B. Ihnen hat unsere Korrespondenznotiz unter Berlin. A. in Nr. 39 „vielen Unverständlichen“ enthalten? Sie meinen, was wir dort von der Ehe sagen, gelte „von jeder Gemeinschaft zweier oder mehr Menschen“, daß sie nämlich „insofern von höchster sittlicher Bedeutung sei, als sie Eltern und Kinder anhäuft, die Besondereheiten anderer Menschen kennen und respektiren zu lernen und den ordinären Egoismus des ganz auf sich selbst beschränkten Menschen zu Gunsten der höheren Sorge für nächstliegende andere aufzugeben“. Aber Sie sind im Irrthum! Die sittliche Bedeutung, welche das Nebeneinanderleben mehrerer Menschen besitzt, hängt, abgesehen von der sittlichen Qualität der in Frage kommenden Menschen, wesentlich von der Art der Verührungen ab, zu welchen es den Anlaß gibt. Die Beziehungen, in welchen zwei Männer eines und desselben Staates, zwei Subalternbeamte eines und desselben Bureaus, zwei Arbeiter einer und derselben Werkstatt zu einander stehen, sind, gleichviel in welchen Formen sie zutage treten, im allgemeinen ganz grober, oberflächlicher Natur und daher sittlich ohne Belang; dagegen haben jene arten und sorten Beziehungen zwischen Mutter und Kind, Mann und Weib, die nicht an der Oberfläche des menschlichen Bewußtseins dahingleiten, sondern ihre Schwingungen bis in das Innerste des Gemüthslebens senden, grade deswegen ihren unermesslichen Werth. Und deswegen auch wäre es Wahnsinn, wenn man die Ehe ersehen wollte durch „freien“ Geschlechtsverkehr und die Familie durch Staatsverziehung der Kinder. Wenn der Verkehr der Geschlechter nicht geheiligt wird durch die Treue und Würde dauernder Verhältnisse, dann behält das thierische Element die Oberhand und muß sittenverlethend, kulturtödend wirken; wenn den Kindern nicht die Wohlthaten der Elternliebe zufließen, wenn sie herdenweise von Menschen erzogen werden, die ihnen bestenfalls mit äußerlichem Wohlwollen gegenüberstehen, und nur mit Kindern umgeben, mit denen sie durch kein anderes Band, als das desselben Leibesalles verbunden sind, so können aus ihnen in der Regel nur rohe Menschen, d. i. schlechtes Material zum Aufbau vernünftiger, edler Menschengemeinschaften werden. Die Besinnate unserer vornehmen Welt, die Kadettenhäuser unserer Militärstaaten, die Weihenhäuser, in der die verlassenen Kinder der Armuth geistig und gemüthlich verkrüppeln müssen, — sie alle liefern die schlagenden Beweise für diese Behauptung zu tausenden.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 1. Juli.)